

Buchbesprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **75 (2018)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Maureen Alden: *Para-narratives in the Odyssey. Stories in the frame.* Oxford University Press, Oxford 2017. XII, 424 p.

Es gilt heute in der Homerforschung selbst bis weit in die Oralistenkreise als ausgemacht, dass Homer (oder wer immer es war) als poetisch souveräner Dichter anzusehen ist. Die homerischen Epen sind mehr als nur der verschriftlichte End- und Höhepunkt einer jahrhundertalten mündlichen Tradition, und dies äussert sich auch und besonders in den von Maureen Alden so benannten *para-narratives* – den «Seitengeschichten», deren sich sowohl auf der primären wie auf der sekundären Erzählebene zahllose finden und die, wie die Autorin bereits in ihrer Monographie zur *Ilias* (*Homer Beside Himself*, 2000) gezeigt hat, nie funktionslos oder rein ausschmückend sind, sondern in einem Dialog mit der Haupterzählung stehen und diesem interpretativ («paradigmatisch») eine zusätzliche Tiefendimension verleihen. Nun hat Alden eine analoge Untersuchung auch zur *Odyssee* vorgelegt. Auf die Einleitung (S. 1–15) folgen acht Kapitel, die jeweils einem Themenbereich bzw. einer Figur gewidmet sind: der Nostos-Thematik (S. 16–75), der Orestie (S. 77–100), Penelope (S. 101–152), der Telemachie (S. 154–171), Odysseus (S. 173–199), den Liedern des Demodokos (S. 200–221), dem Kyklopen Polyphem (S. 222–255) sowie Odysseus' Lügengeschichten (S. 256–303). Der umfassende Zugriff ist zugleich Stärke und Schwäche der Studie: Wer Informationen zu jedweder noch so kurzen (oder langen) «Seitengeschichte» wünscht, wird fündig; diese Breite führt jedoch auch zu einer gewissen methodologischen Undurchsichtigkeit, und wer eine abschliessende, saubere Definition des Begriffs *para-narrative* sucht, wird enttäuscht: In der Einleitung wird auf die *Ilias*-Monographie verwiesen, und eine Synopsis oder Reflexion am Ende fehlt. Meiner Meinung nach ist insbesondere die Inklusion der Apologen in den Bereich der *para-narratives* problematisch: Die Apologen sind Teil der «Haupthandlung» ungeachtet der Tatsache, dass sie als Rückblende in homodiegetischer Erzählung eingeschoben sind. Positiv zu vermerken sind die Ausführlichkeit der Bibliographie (S. 324–368) und der Indices (S. 369–424) sowie der Umstand, dass sämtliche diskutierten Textpassagen vollständig zitiert und mit einer Übersetzung versehen wurden. Dies alles ermöglicht sowohl eine flüssige Gesamtlektüre wie auch ein effizientes Nachschlagen einzelner *para-narratives*. Ebenso exemplarisch ist die Gewissenhaftigkeit der Nachweise in den Anmerkungen; zuweilen jedoch neigt die Autorin zu redundant-digressiven Fussnoten (vgl. z. B. S. 138, Anm. 222: die Ausführungen zum Unterschied zwischen ὄναρ und ὕπαρ sind für sich genommen gewiss interessant, aber hier irrelevant). Eine Absonderlichkeit zum Schluss: Diomedes wird durchgehend als «Diomedes» bezeichnet – was nicht nur falsch ist, sondern auch für Verwirrung sorgt, da Diomedes als Frauennamen in der griechischen Mythologie mehrfach vorkommt. Unter anderem heisst eine Sklavin des Achilleus so (*Ilias* 9,665); leider berichtet Homer deren *para-narrative* allerdings nicht. Silvio Bär, Oslo

Homer: *The Odyssey.* Translated by *Emily Wilson.* W.W. Norton & Co., New York/London 2018. 582 p. To date we have seen 27 new English Homers since 2000 alone, yet despite centuries of such continuous translation, this is the first *Odyssey* by an anglophone woman. It seems odd that anglophone women have only recently begun to translate classical epic, especially when we consider how deeply Alexander Pope's monumental translations were indebted to Anne Dacier, whose translations and critical observations underwrite much of his project. In the twentieth century, when Rosa Calzecchi Onesti and Maria Grazia Ciani were translating epic into Italian, English-speaking women stuck to lyric, tragedy, even philosophy, but only Susanna Braund undertook epic – and that was Lucan's *Pharsalia* (Oxford UP, 1992), not Homer.

Wilson's *Odyssey* follows in the wake of Sarah Ruden's *Aeneid* (2008) and Caroline Alexander's *Iliad* (2016) as a first, but it has enjoyed a level of visibility in America unusual for a translation. Overall, it fits well within the norms of English Homers: it is rendered in traditional blank verse, but in its most flexible form; the diction is entirely modern, and the rendering of Homeric formulaicity varies from omission to lyrical variations. Wilson's radical decision to match the Homeric text line for

line has led to some severe reductions, however. For example, in the proem, she omits *Od.* 1.7 entirely (αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο), which emphatically places the blame on Odysseus' own men for their destruction. Penelope's challenge to the suitors seems quite understated, having lost the chiding tone of μνηστῆρες ἀγήνορες or her direct call to action in ἀλλ' ἄγετε, μνηστῆρες, ἐπεὶ τόδε φαίνεται ἄεθλον (*Od.* 21.23). Wilson's Penelope speaks in the briefest, clipped dialogue: "Your motives are no secret. / You want to marry me. I am the prize. / So I will set a contest" (p. 462).

One salient feature of this translation is Wilson's intention of avoiding sexist language that comes from our world, not Homer's. Her Helen, for example, refuses to speak of herself as κυνώπις in the typical way of English (i.e., male) translators – dog-faced, shameless, bitch – turning the canine reference instead on the Greeks themselves: "their minds / fixated on the war and violence / They made my face the cause that hounded them" (p. 156 = *Od.* 4.145–146 ὅτ' ἐμεῖο κυνώπιδος εἶνεκ' Ἀχαιοὶ / ἦλθεθ' ὑπὸ Τροίην πόλεμον θρασὺν ὀρμαίνοντες). This is a novel interpretation, but one that squares ill with Achilles' use of such language against Agamemnon to upbraid him for shameless greed (*Il.* 1.159 κυνώπα, cf. 1.225 κυνὸς ὄμματ' ἔχων). She is right to question whether this language is actually sexist, but her solution seems like special pleading. While Wilson rightly criticizes her male predecessors for using terms like "sluts" to refer to Odysseus' wayward slave women, one might also question her translation of Homer's γυναῖκες as "girls"; or her translation of καὶ ἐκλελάθοντ' Ἀφροδίτης, / τὴν ἄρ' ὑπὸ μνηστῆρσιν ἔχον μίσητονό τε λάθρη (*Od.* 22.444–445) as "They will forget the things / the suitors made them do with them in secret, / through Aphrodite" (p. 491).

Richard H. Armstrong, Houston

Jeffrey M. Duban: **The Lesbian lyre. Reclaiming Sappho for the 21st century.** Clairview, West Hoathly 2016. XXXVI, 795 p.

In dem vorliegenden Buch wird auf dem Rücken Sapphos auf typisch US-amerikanische Weise ein erbitterter Kulturkampf ausgetragen. Jeffrey M. Duban (J.D.) richtet sich gegen die modernistische Ästhetik, die europäisch-liberale, vermeintlich linke Philosophie sowie poststrukturalistische Theorie, vor allem gegen den «Thiasos» weiblicher Fachvertreterinnen, die mit feministischer *gender-speech* angeblich den Diskurs bestimmen, dem aufgrund von *political correctness* und Denkverboten niemand mehr etwas entgegenzuhalten wage. Unter Bezugnahme auf V.D. Hansens und J. Heaths *Who killed Homer?* (1998) wäre der Titel *Who killed Sappho?* eine passende Alternative, oder gar: «Make Sappho great again». Es ist ein *mega biblion* eines passionierten erzkonservativen, oft pedantisch wirkenden Aussenseiters – auf über 800 Seiten mäandernd langatmig, in bestimmten Teilen nicht einmal *kakon* –, dem ein strengeres Lektorat gut getan hätte. Der heute als Anwalt tätige Autor kehrte der akademischen Welt in Classics nach einem PhD an der Johns Hopkins Universität und kurzem Karrierestart den Rücken. Doch aufgrund seiner Begeisterung für frühgriechische Lyrik lässt ihn die Philologie nicht los, die er zu einem Instrument seiner Weltanschauung macht. Gegen den Verfall der ästhetischen Qualität in der modernen Kunst und das intellektuell-akademische Establishment positioniert J.D. die *ipsissima verba* seiner Klassikideale. Die Theorie und Praxis der Übersetzung sowie die Deutung Sapphos, der einzig weiblichen Dichterfigur, die zudem aufgrund ihrer besonderen lyrischen Poetizität und der Verbindung mit homoerotischer, lesbischer Liebe eine Sonderstellung unter den Lyrikern genießt, macht er zum exemplarischen Gegenstand seiner Tirade gegen die heute übliche modernistische Übertragung und theorielastige Darstellung, die umgekehrt Symptome der diagnostizierten gesellschaftlich-kulturellen Malaise sind. Auf der sprachlich-ästhetischen Ebene wird als Ursprung allen Übels Ezra Pound ausgemacht. Seit seinen ekstatisch-manischen Aneignungen habe nur noch die Übersetzung aus der Feder maniert-intellektueller Dichter Konjunktur, die den Wortlaut des Originals entstellen, da sie des Griechischen nicht einmal mächtig seien. Daher nimmt sich J.D. vor, Sappho stellvertretend für die ganze antike Lyrik und Poesie unter der strengen Führung des römischen Horaz mit eigenen, «reinen» Übersetzungen für das neue Zeitalter zurückzugewinnen (S. 556). Ob J.D.s Elaborate ästhetisch gelungen sind, darüber kann man streiten. *Lesbian lyre* ist aber noch viel mehr: Neben der Präsentation selbst geschaffener Übersetzungen von Sappho, Alkman, Anakreon, Archilochos und Ibykos bietet es eine vergleichende Übersetzungskritik, eine Geschichte der englischen Sappho- und Lyrikerübertragung, die auch Homer als eigentlichen

Bezugspunkt sowie die Römer mitberücksichtigt. Vor allem gibt J.D. in den Kapiteln 1 bis 20 eine durchaus kenntnisreiche Einführung in das Werk und die Welt Sapphos und die griechische Lyrik allgemein, in Prosodie, Metrik, Formelhaftigkeit, Rhythmik, Phonetik, Syntax und Dialektologie. Er liefert zum Teil gelungene Interpretationen und Einsichten, besonders zu Sapphos fr. 1, 31 und 44 V., zum Heroismus, zur Verbindung von Homer und Sappho, zu Helena und Achill, zum *kleos aphthiton* und zur Gottähnlichkeit (mit manchem Bezug zu G. Nagy, einem seiner Dozenten). Die Kap. 22–28 widmen sich der hermeneutischen Dimension des Inhalts der Gedichte, der ebenfalls von modernen Entstellungen befreit werden soll. Nach Epochen der männlichen Be- und Umwertung ist es kein Wunder, dass sich Frauen der Generation des ersten Feminismus, insbesondere Vertreterinnen der liberalen Gay-and-Lesbian Szene, seit den frühen 1980er Jahren der Sängerin Sappho als klassischer Gründerlegende bemächtigt. Auf das verhältnismässig unbeschriebene Blatt von wenig erhaltenen Fragmenten und gering belegter Kontexteinbindung konnte man unter Zuhilfenahme von Marx, Derrida und Foucault alle utopischen und realen Wünsche und Vorstellungen projizieren. J.D. gerät in Kap. 27 zu einer exzessiven Polemik gegen P. DuBois' Buch *Burning Sappho* (1995), das das neoliberale Sapphobild der damaligen Zeit emblematisch verkörpert. Doch ist es, wie er an DuBois' eigener Einführung (*Sappho*, 2015) selbst zeigt, als Zeitphänomen überholt. Diesen Trend fast nur an ihr zu exemplifizieren, ist zu simplifizierend: Das Dispositiv hätte man durch einen Blick auf E. Greenes Aufsatzsammlung von 1996, H. Parker, M. Williamson, L.H. Wilson, E. Stehle und J. Winkler erweitern müssen. Insbesondere muss konstatiert werden, dass DuBois' Ansatz zwar in bestimmten Kreisen *en vogue* war, aber in der seriösen, sicher nicht nur männlichen Sapphoforschung stets treffsicher relativiert wurde (vgl. B. Gentili und C. Catenacci «Saffo 'politicamente corretta'» [2007]). Im Jahre von J.D.s Publikation (2016) steht die Forschung ganz woanders. Völlig überraschend berücksichtigt J.D. die «Neueste Sappho» nicht, d. h. die Funde von 2014, P. GC inv. 105 fr. 1-4, aus denen sich zahlreiche Ergänzungen und neue Lesarten ergeben, und vor allem die zwei neuen Gedichte auf P. Sapph. Obbink. Auf S. 125 klammert J.D. das fast vollständige Brüdergedicht aus, da es nicht zum Thema des Buchs passe (vermutlich weil es seiner Meinung nach um Biographisches, Handel, Politik etc. geht und nicht um ästhetisch hohe Lyrik (?)) – um die einsetzende Interpretation hat er sich gar nicht gekümmert: vgl. Verf. und A. Lardinois, *The Newest Sappho* [2016]). Ebenso lässt J.D. das Kyprislied ausser Acht, weil es angeblich nur zu geringfügig erhalten sei (nach S. 309 fehlerhaft nur 2 Verse!). Der kaiserzeitlichen Literaturkritik (Ps.-Longin, Dionysios von Halikarnass) folgend richtet J.D. in seiner Form der *philo-logischen* Wiedergewinnung zuletzt lieber das Augenmerk auf die unmittelbar ästhetische Wirkung, die von dem gereinigten Kunstwerk ausgeht. Das schwer greifbare Sublime verbindet man mit Staunen, tiefer Erschütterung und Ehrfurcht angesichts der unerreichbaren Grösse. Vor dem ins Transzendente erhobenen Objekt der Verehrung muss eine beschreibende Sprache versagen und wird schnell hohl. J.D. glaubt freilich als wahrer Anhänger der erhabenen Sappho, den Schlüssel dafür zu kennen. Seine sonstigen Kriterien für künstlerischen Geschmack, die sich am vorurteilsgesättigten *common sense*, am *mainstream* mit Hang zum Kitsch orientieren, lassen freilich daran zweifeln. J.D. hat manchen guten Anstoss gegeben, mit Sicherheit leistet er aber auf seinem heutigen Spezialgebiet wertvollere Arbeit, nämlich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die in universitären Institutionen zu Unrecht in Schwierigkeiten geraten sind, Gerechtigkeit zu verschaffen. Sappho benötigt die Hilfe eigentlich nicht.

Anton Bierl, Basel

Sophoclis Oedipus Rex. Edidit *Mauro Agosto*. Typis Academiae Moscoviensis, Moscoviae 2016. XLVIII, 76 p.

Cette nouvelle édition de l'*Œdipe Roi* de Sophocle, publiée à Moscou en 2016, reprend (pour ne pas dire plus) le format des éditions Teubner: couverture orange de dimensions semblables, présentation en latin, mise en page similaire, polices de caractères très proches aussi bien pour le texte grec que pour le latin.

L'ouvrage est sans aucun doute destiné à un public restreint de spécialistes. Le texte grec est accompagné d'un riche appareil critique, complété encore par une série de notes, présentées sur sept pages en fin d'ouvrage, discutant quelques-uns des choix éditoriaux de Mauro Agosto (sans qu'il s'agisse nécessairement des plus discutables).

La longue introduction sera certainement lue avec intérêt par qui s'intéresse aux manuscrits et autres sources prises en compte pour l'établissement du texte. L'éditeur, qui fait preuve d'une connaissance profonde du texte de Sophocle et de sa tradition (directe et indirecte), présente en détails sa démarche éditoriale ainsi que les raisons principales qui l'ont amené à ses choix. Une section très utile donne la liste des plus de 130 passages, mots, ou vers, qui distinguent cette édition d'*Œdipe Roi* des précédentes. Il est ainsi aisé de s'apercevoir que l'éditeur a accepté dans son texte, parfois plus facilement que de raison, de nombreuses émendations proposées par des éditeurs antérieurs, et qu'il en a ajouté bon nombre de son cru. Si certaines de ces corrections ou modifications peuvent effectivement être considérées comme de potentielles améliorations du texte (par exemple là où l'éditeur a porté une attention plus grande que ses prédécesseurs à la métrique, comme au vers 172, où il propose κλειτᾶς au lieu de κλυτᾶς), d'autres en revanche ne se justifient que difficilement, notamment là où la traduction manuscrite permettait de reconstruire un texte satisfaisant. Les émendations apportées au vers 332, parmi d'autres, semblent non seulement s'être engendrées l'une l'autre, mais n'améliorent pas clairement le sens du texte, tout en obligeant à l'usage d'une construction syntaxique rare. La ponctuation et l'attribution de certains vers diffèrent également en plusieurs endroits d'autres éditions, mais les changements apportés ne sont pas systématiquement convaincants. L'attribution de la fin du vers 567 à Œdipe, plutôt qu'à Créon, pour ne citer qu'un exemple, brise sans raison le rythme de la stichomythie.

Elodie Paillard, Bâle

Michele Solitario: Leonidas of Tarentum between Cynical polemic and poetic refinement. SemRom Quaderni 19. Quasar, Roma 2015. 110 p.

Comme le titre l'annonce, l'étude présentée par Michele Solitario (M.S.) se concentre sur l'étiquette cynique dont les chercheurs affublent volontiers Léonidas de Tarente, et cela malgré Geffcken qui, un quart de siècle après son édition de 1896, fit sa rétractation (*RE* XII 2, 1925, col. 2023). Les choses ne changèrent pas vraiment avec l'édition de Gow-Page de l'année 1965 (qui constitue l'édition de référence). Aussi M.S. nous propose-t-il la discussion d'un choix représentatif d'épigrammes de Léonidas selon deux axes principaux, à savoir son évocation de la pauvreté (p. 9–40), et son traitement du monde des travailleurs (p. 41–75). Suivent deux appendices avec une discussion du concept cynique fondamental de τῦφος qui apparaît aussi dans une épigramme de Léonidas (p. 77–88) et de la parenté des *vitae* du cynique et du pythagoricien, en particulier dans les textes des comiques grecques du IV^e s. av. notre ère (p. 89–93). La bibliographie et trois *indices* concluent le volume typographiquement très soigné. Un certain nombre des épigrammes discutées présentent des problèmes textuels que M.S. reprend dans son commentaire sans pour autant chercher à nous présenter sa version «corrigée»; M.S. reste à juste titre focalisé sur le contenu. À ce propos, l'auteur de ce compte-rendu ne partage pas le positivisme de M.S. quant à l'implication personnel du poète dans ses dires: un conseil comme μὴ φθείρευ, ὄνθρωπε, περιπλάντιον βίον ἔλκων (p. 18, épigr. 33,1) ne nécessite aucunement une expérience personnelle (cf. n. 57; exil et situation inconstante d'un poète appartiennent à la topique). Parfois, on aurait aimé un peu plus de sensibilité concernant l'aspect formel du poème (p. 48, épigr. 72: c'est une structure circulaire où le v. 10 reprend le v. 2; p. 53: la suggestion de Gow de nominaliser εἰροκόμος ne résiste pas à la comparaison avec le vers précédent et son parallélisme syntaxique recherché); de même, la tradition littéraire mériterait un détour, surtout quand il est question d'une γρηὺς ... ὀγδωκονταέτις (p. 48, épigr. 72) en conclusion d'une épigramme de 5 distiques, ou encore d'un pentamètre de clausule Κλείτων ὀγδώκοντ' ἐξέπερσ' ἔτεα (p. 24, épigr. 87): Solon (fr. 20 W.) ne corrige-t-il pas Mimnerme (fr. 6 W.) sur l'âge de la mort qu'il remonte de 60 à précisément 80 ans (ὀγδωκονταέτη μοῖρα κίχοι θανάτου)? Et dans la longue discussion de l'épigr. 77 (p. 81–87), la prise en compte du fr. 3 W. de Sémonide (πολλὸς γὰρ ἦμιν ἐστὶ τεθνάναι χρόνος, | ζῶμεν δ' ἀριθμῶι παῦρα †κακῶς ἔτεα) aurait sans doute apporté un éclairage supplémentaire. Mais ce sont des détails qui ne sauront diminuer le mérite de l'étude de M.S.: après la lecture de ce livre, on ne soutiendra plus l'idée que Léonidas de Tarente est un disciple de l'école Cynique.

Orlando Poltera, Fribourg

Emanuele Lelli: *Pastori antichi e moderni. Teocrito e le origini popolari della poesia bucolica*. Spudasmata 174. G. Olms, Hildesheim/Zürich/New York 2017. 429 p.

Emanuele Lelli hat sein «demophilologisches» Modell bereits in zahlreichen, umfassend angelegten Untersuchungen erfolgreich angewendet und ist in Italien damit einer breiten Öffentlichkeit bekannt – zu nennen sind besonders seine beiden letzten Monographien *Folklore antico e moderno* (2013) und *Sud antico* (2016). Im Wesentlichen handelt es sich hierbei um eine komparatistische Methode, welche traditionelle Textthermeneutik mit einem ethnographischen Ansatz verbindet. Ausgegangen wird dabei von der Prämisse, dass sich Spuren und Reflexe antiker Populärkultur und Volksglaubens in Süditalien (also den Gebieten der antiken *Magna Graecia*) bis heute nachweisen lassen – etwa in Form von mündlich überlieferten Sprichwörtern, Volksgesängen oder «abergläubischen» Ritualen. Vor diesem Hintergrund liest Lelli in seiner neuesten, in acht Kapitel gegliederten Studie mit dem Titel *Pastori antichi e moderni* die Hirtendichtung Theokrits neu und quer. Die übergeordnete These des Autors lautet im Kern etwa wie folgt: Die in den *Idyllen* dargestellte Welt der Hirten, ihrer Götter und Gebräuche reflektiere zu weiten Teilen die Gegebenheiten der agrarischen Lebenswirklichkeit und der damit in Verbindung stehenden mündlichen Volkskultur zu Theokrits Zeit, dessen Hirtendichtung somit eine literarisch sublimierte Brückenfunktion zwischen den «einfachen Hirten» und dem gebildeten Lesepublikum der *Idyllen* einnehme. Auf dieser Basis unternimmt Lelli sodann nichts Geringeres, als Theokrits Biographie bzw. seinen «Karriereverlauf» aus den Themen und Motiven einzelner *Idyllen* herauszuspinnen: Der Dichter habe Syrakus verlassen und sich auf Wanderschaft begeben, um die Hirten- und Volksgesänge seiner Heimat zu verbreiten, wobei ihn seine Reise nach Kos und schliesslich bis nach Alexandria zu den dort ansässigen Dichtergelehrten geführt habe (vgl. bes. Kapitel 8 [S. 341–389]). Derlei biographische Rekonstruktionen bzw. Spekulationen gelten heutzutage bekanntlich als unfein, und viele Kolleginnen und Kollegen werden dem Autor an diesem Punkt nicht folgen (auch ich bleibe skeptisch). Gleichwohl gehört Lellis Untersuchung dank ihres packenden, genuin pluridisziplinären Zugriffs (anzumerken ist, dass auch ikonographische Quellen immer wieder beigezogen werden) zu jener Sorte Bücher, die gelesen zu haben man nicht bereut, auch wenn man nicht sämtliche Schlussfolgerungen teilen mag. Hinzu kommt: Lelli ist kein Stubengelehrter – ganz im Gegenteil: Er hat in Unteritalien, auf Sizilien sowie auf der Insel Kos mit mehreren Dutzend Personen (Bauern, Hirten, Viehzüchtern usw.) Interviews über lokale Gebräuche und Traditionen und deren Stellung im kollektiven Gedächtnis der Bevölkerung geführt, um seinen komparatistischen Ansatz möglichst breit abzustützen (vgl. die Liste im Anhang [S. 427–429]). Wie viel an Knochenarbeit, Schweiß und Herzblut in Lellis Buch steckt, lässt sich nur erahnen. Silvio Bär, Oslo

Aldo Tagliabue: *Xenophon's Ephesiaca. A paraliterary love-story from the ancient world*. Ancient Narrative Supplementum 22. Barkhuis & Groningen University Library, Groningen 2017. VIII, 243 p.

Von den fünf erhaltenen griechischen Liebesromanen zeichnet sich der des Xenophon von Ephesos dadurch aus, dass ihm im Vergleich zu den anderen auf den ersten Blick die literarische Kunstfertigkeit fehlt. Aldo Tagliabue (A.T.) versucht mit dem vorliegenden Buch den Befund der Primitivität allerdings nicht, wie bisher meist geschehen, auf die Defizite eines an den literarischen Standards scheiternden Autors (G. Schmeling), auf eine angebliche *epitome*-Fassung (E. Rohde, K. Bürger) oder auf eine mündlich-volkstümliche Erzählweise (J.N. O'Sullivan) zurückzuführen. Vielmehr erklärt sich nach A.T. alles, wenn man die *Ephesiaka* aus der Perspektive moderner «Paraliteratur» betrachtet. Die These erscheint auf den ersten Blick überzeugend. Doch bei genauerer Prüfung ist A.T.s Lösung für den angeblich simplen Autor zu simpel. Der um 1970 geprägte Sammelbegriff der Paraliteratur bezeichnet Trivial-, Schund- und Unterhaltungsromane in Abgrenzung von der höheren Literatur. D. Couégnas' Kriterien dafür, auf die sich A.T. stützt (S. 168–173), sind hauptsächlich von populären Formen der Unterhaltungskultur des 19. Jh.s abgeleitet. Doch sind sie nicht unbedingt für den antiken Roman angemessen. Damit kehren wir eigentlich zu dem seit E. Rohde und bis in die 1980er Jahre beliebten abwertenden Vergleich zurück. Während das verheerende Urteil den ganzen antiken Liebesroman verdammt, der erst durch die Forschung seit den 1970er Jahren als Literatur rehabilitiert wurde, schränkt ihn A.T. nun auf Xenophon ein. Ohne dezidiertes Werturteil versucht A.T. mit dem

Modell die von ihm in Kap. 1–6 deutlicher herausgearbeiteten positiven Charakteristika, an denen man zum Teil manchen Zweifel hegen kann, zu erklären: die von einem sorgfältigen Autor bewusst konstruierte Handlung; die daraus resultierende konsequente und direkte Leserführung, die den Roman zum Bildungsroman in Sachen Liebe mache, wobei bei den Protagonisten eine erotische Entwicklung erkennbar sei; sowie die thematische, also mithilfe leicht erkennbarer Grundmodelle (z. B. *Odyssee*) operierende Intertextualität, die in Funktion zum moralischen Fortschritt eingesetzt sei. Daraus ergeben sich zugleich die typischen Wiederholungen, die undifferenzierten Charaktere, der extradiegetische, sich nicht ins Geschehen einmischende Erzähler und die Dichte an *action*.

Bei dieser rigorosen Umsetzung, die alles über den Leisten der Paraliteratur zu schlagen gedenkt, fällt besonders auf, dass A.T. dabei die zahlreichen Versuche der letzten Jahre, Xenophons stilistische und gestalterische Eigenheiten aus einem bewussten Kunstwillen zu erklären, weitgehend an den Rand drängt. Demnach bediente sich der Autor in Absetzung von Chariton gezielt narrativer Mittel, um den Gattungsbegründer dabei auf dem Feld eines sich erst herausbildenden ‘Genres’ zu über treffen. Diese alternativen Ansätze, die sich nicht an gängigen Erzählmustern orientieren, werden bedauerlicherweise nur kurz angesprochen (S. 5–6, 8, 56; u. a. C. Ruiz-Montero: bewusste Simplizität; M. Laplace: Inschriftentechnik; Capra: geographische Anordnung einer Rundreise in *entrelacement*-Technik; Verf.: die Liebe als zugrundeliegende Poetik, Traum, *dissémination*, Signifikantenkette, die narrative und geographische Anordnung, die Roman-*graphie* als Inschrift *post factum* und autobiographische Aretalogie, Mythos und *paramythi* als phantastischer Albtraum, der *rite de passage*, die Psychologie J. Lacans). Statt auf diesem Trend aufzubauen und eigene Akzente für eine umfassende poetisch-narrative Erklärung zu setzen, kehrt A.T. mit einem modern tönenden Etikett zu alten Schläuchen zurück, in die er nur wenig neuen Wein giesst. Um mit seiner Trouvaille der *paralittérature*, die als Passepartout eingesetzt wird, das Feld alleine zu bestellen, wertet A.T. die vorliegende Sekundärliteratur nicht systematisch aus. Z. B. werden die Studien zur narrativen Struktur wenig beachtet – die Ergebnisse von A. Scarcella werden ganz ignoriert –, die den Schlüssel für die Analyse liefern könnten. Zu nennen sind u. a.: die zweifache Rahmung durch Ephesos, Rhodos und Träume (1,12,4; 5,8,5); das Orakel als Ausgangspunkt als vermeintliches Rätsel und Prolepse; die Kette der Ereignisse, die in der zirkulären Rundfahrt eine «monadische Kugeldimension» nachempfinden; die Rolle des guten Räubers Hippothoos, der als Alter Ego des Helden und Mittlerfigur in immer neuen Konstellationen in mehr oder minder grosser Distanz zu Anthia steht; die eingelegten Erzählungen; umfassende Skizzen, die den narrativen Ablauf visuell verdeutlichen. Kurzum: Das letzte Wort ist mit dieser stringenten Studie, aber zu einfachen Formel für den viel komplexeren Autor noch nicht gesprochen.

Anton Bierl, Basel

Plotin: Traité 20 (I, 3): Sur la dialectique. Introduction, traduction, commentaire et notes par *Jean-Baptiste Gourinat*. Bibliothèque des textes philosophiques: les écrits de Plotin. Vrin, Paris 2016. 307 p.

Les éditions Vrin ont repris la suite de la publication des «Écrits de Plotin», inaugurée aux éditions du Cerf sous la direction de Pierre Hadot. Le *Traité 20* est le premier à paraître chez le nouvel éditeur, selon les mêmes principes: une introduction dégageant la structure et les thèmes de l'*Ennéade* (p. 7–45), la traduction du traité – sans le texte grec –, fortement articulée par l'insertion de sous-titres (p. 57–75), et un commentaire abondant distribué selon le plan du traité (p. 79–265); suivent une bibliographie, plusieurs index, dont un index des termes grecs et un utile «Index général» des notions importantes. Le titre traditionnel de cette *Ennéade*, *Περὶ διαλεκτικῆς* (*Sur la dialectique*), n'est pas de Plotin, mais «se serait imposé dans le cercle de ses élèves». La question est donc: Qu'est-ce que la dialectique selon Plotin? La réponse n'est pas simple, dans la mesure où la tradition philosophique ancienne, depuis au moins Platon, se sert de ce terme technique dans des sens différents. S'agit-il d'une méthode, d'un pur instrument de la philosophie – comme la logique –, ou d'une partie intégrante de la science philosophique? La réponse de Plotin est nuancée, et d'importance pour toute la tradition dite néoplatonicienne.

La définition qu'en donne Plotin, fondée essentiellement sur la *République*, le *Sophiste* et le *Phèdre*, est la suivante: «C'est une capacité permanente (ἕξις, c'est-à-dire une science) susceptible de

dire rationnellement (λόγῳ) sur chaque chose: qu'est-ce que chaque chose et en quoi elle diffère des autres et qu'est-ce que la communauté de ces autres dans lesquelles elle se trouve, et où se trouve chacune d'elles, et si elle est, ce qu'elle est, et combien d'êtres il y a et inversement combien de non-êtres, différents des êtres» (§ 4, p. 65–66). Naturellement, la concision de l'expression nécessite le recours au long commentaire de l'auteur, p. 161–178! Mais on aura d'ores et déjà compris que la dialectique plotinienne, méthode et science, ne s'identifie pas à la discipline logique (λογικὴ πραγματεία, § 4,19) comprise comme instrument (ὄργανον): celle-là traite des réalités intelligibles, tandis que celle-ci consiste seulement en «théorèmes nus et en règles» (ψιλὰ θεωρήματα καὶ κανόνες, § 5,11). De plus, comme elle traite du vrai et non de l'opinion, la dialectique plotinienne se distinguera nettement de la syllogistique des *Topiques*, dont les prémisses reposent sur des ἔνδοξα (opinions réputées); sa fonction est aussi bien théorique que pratique, puisqu'elle donne à l'âme, en la purifiant, l'accès aux niveaux ontologiques les plus élevés et à l'au-delà de l'être. L'ouvrage est savant, digne de la collection lancée par P. Hadot, et tiendra lieu de référence incontournable pour tout lecteur de cette *Ennéade*.

Jean-Pierre Schneider, Neuchâtel

Georgios P. Tsomis: Quintus Smyrnaeus: Originalität und Rezeption im zehnten Buch der Posthomerica. Ein Kommentar. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 103. Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2018. 354 S.

Georgios P. Tsomis: Quintus Smyrnaeus: Kommentar zum siebten Buch der Posthomerica. Palingnesia 110. F. Steiner Verlag, Stuttgart 2018. 454 S.

Seit nunmehr zehn Jahren lässt sich ein verstärktes Interesse an dem einst tentativ als der «schlechteste Dichter des Altertums» bezeichneten Quintus Smyrnaeus (wohl 3. Jh. n. Chr.) und seinen *Posthomerica*, einem aus vierzehn Büchern bestehendem Epos über die Ereignisse zwischen homerischer *Ilias* und *Odyssee*, beobachten. So sind in diesem Zeitraum auch mehrere *full-scale commentaries* zu diversen Büchern erschienen oder zumindest angekündigt (z. B. Bär zu Buch 1, Campagnolo und Ferreccio zu Buch 2, Renker zu Buch 13 und Karvounis zu Buch 14). Nun liefert uns Georgios Tsomis (G.T.) mit einer bearbeiteten Version seiner Frankfurter Habilitationsschrift einen Kommentar zum zehnten, sowie in einer weiteren Arbeit einen Kommentar zum siebten Buch. Methodisch und strukturell gehen beide Arbeiten identisch vor. Deshalb soll hier G.T.'s Prozedere paradigmatisch zunächst anhand seines Kommentars zum zehnten Buch veranschaulicht werden. In dessen Einleitung (S. 9–35) fasst G.T. das bereits bekannte Handbuchwissen zu Quintus zusammen: Nach einer kurzen Inhaltszusammenfassung, einem knappen Forschungsbericht, der leider manch wichtige Publikation nicht enthält (so bleiben z. B. Campagnolos Kommentar zu Buch 2 und überraschend auch G.T.'s eigene Publikation zu Buch 7 unerwähnt), wendet sich der Autor der Frage nach Quintus' Biographie, den zeitgenössischen soziopolitischen und kulturellen Verhältnissen, sowie der Struktur des Werkes zu, ohne dabei zu neuen Erkenntnissen zu gelangen. Im Anschluss geht er nachvollziehbar auf die Methodik seiner Arbeit ein, welche sich auf narratologische und intertextuelle Analysen konzentrieren will (S. 29–33). Auf zusammenfassende Anmerkungen zu Metrik und handschriftlicher Überlieferung (S. 36–38) folgt ein eigener Text samt kritischem Apparat, der immer wieder von den massgeblichen Ausgaben Francis Vians und Giuseppe Pompellas abweicht. Auf eine eigene Übersetzung verzichtet G.T. mit Verweis auf Ursula Gärtner's Bilingue aus dem Jahr 2010. Den Grossteil der Arbeit nimmt natürlich der eigentliche Kommentar (S. 55–262) in Anspruch. Hier wird G.T. den sich selbst gesteckten Vorgaben gerecht und schickt den schlüssig identifizierten Gliederungsabschnitten systematisch narratologische Analysen voraus, um schliesslich erschöpfend die inter- bzw. hypertextuellen Beziehungen einzelner Lexeme und Junktoren aufzuzeigen. Dabei geht G.T. nicht nur auf offensichtliche Vorbilder wie Homer und Apollonios Rhodios, sondern immer wieder auf z. B. Hesiod, Nikander, Triphiodor und die Oppiane ein. Die Arbeit beschliessen motivische Vergleiche zwischen Homer, Ovid und Quintus in Bezug auf die Figur des Paris bzw. die Oenone-Episode (S. 267–287), sowie eine Bibliographie und ein Stellenregister (S. 288–352). G.T.'s Kommentar zum siebten Buch folgt, wie erwähnt, identischen Vorgaben. Lediglich in der verkürzten Einleitung (S. 21–35) verzichtet der Autor unter Verweis auf seine Ausführungen in der Einleitung zu Buch 10 auf eine allgemeine Hinführung zu den *Posthomerica* und liefert nur einen kurzen inhaltlichen Überblick über das Gesamtwerk, eine

detailliertere Zusammenfassung des siebten Buches, sowie eine Synopse über die Rolle des Neoptolemos in der griechischen Literatur, um schliesslich sein methodisches Vorgehen zu erläutern. Etwas stören die unnötig komplex und uneinheitlich gestalteten bibliographischen Angaben. So gibt Tsomis nach dem Vorwort zunächst Ausgaben der *Posthomerica*, anschliessend Ausgaben anderer griechischer und lateinischer Autoren und schliesslich im Laufe der Arbeit häufig erwähnte anderweitige Studien an. Am Ende des Buches folgt nochmals ein Verzeichnis der Sekundärliteratur. Hier bibliographiert G.T. unnötig inkonsistent (z. B. in Bezug auf Fettdruck und Ausschreibung der Vornamen). Zudem bleiben hier wichtige Arbeiten unberücksichtigt (z. B. erneut Campagnolo, nun aber auch Ferreccio zu Buch 2). Störend fallen auch die nicht seltenen Zahlendreher und Ungenauigkeiten im Stellenregister auf. Zuletzt hätte sich der Rezensent in manchen Passagen mehr interpretatorischen Mut und umfassendere Berücksichtigung der rezenten Forschungsliteratur gewünscht. Dennoch legt G.T. hilfreiche, fürderhin als Standardwerke fungierende Arbeiten vor, in denen jeder, der sich mit dem siebten oder dem zehnten Buch der *Posthomerica* auseinandersetzen will, einen soliden Begleiter findet.

Stephan Renker, Hamburg

Wolfgang Hübner: Athena am Sternhimmel bei Proklos. Astrologie im Dienste neuplatonischer Philosophie. Sitzungsbericht der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Heft 1. Bayerische Akademie der Wissenschaften, München 2017. 56 S.

L'auteur, spécialiste confirmé d'astronomie et d'astrologie antiques, livre dans ce texte, issu d'une conférence donnée à l'Académie des Sciences de Bavière, les résultats d'une enquête savante sur la place et le rôle de la déesse Athéna dans la vie et le système de Proclus (412–485), envisagés sous l'aspect astrologique/astrologique. Le philosophe néoplatonicien, grand défenseur de la religion traditionnelle, s'est intéressé à l'astronomie, comme le montre son introduction à l'œuvre de Ptolémée (*Esquisse des hypothèses des astronomes*), et construit un système philosophique ou théologique donnant toute leur place aux dieux de la tradition, au sein d'un univers fortement hiérarchisé. L'antique formule «tout est plein de dieux» doit y être prise à la lettre. Et c'est dans un système complexe d'analogies, de correspondances, d'affinités et de participations que chaque divinité se manifeste à différents niveaux de réalité, exprimant le mouvement allant de l'unité vers une multiplicité toujours plus partielle, mais rattachée à sa cause. La triade fondamentale dite «du mouvement» (Bewegungstriade) – manence (μονή), procession (πρόοδος), conversion (ἐπιστροφή) –, assume également un sens astrologique. Et il n'y a plus une déesse Athéna unique, mais des Athéna ou des puissances d'Athéna se manifestant dans une série continue, aux différents niveaux ontologiques, jusque dans le monde sensible (cf. *Éléments de théologie*, prop. 125). Pour le néoplatonicien, cette structure théologique justifie le recours à l'art hiératique ou théurgique.

Partant du constat déjà ancien (Augustin) selon lequel Athéna n'a pas de planète propre, l'auteur scrute avec minutie les passages des œuvres de Proclus mettant en scène la déesse et ses puissances, exercées sur le Delta égyptien, en correspondance avec le signe du Triangle (Δελτωτόν), sur le Bélier, la Lune, le Soleil ou telle étoile fixe. Les connaissances astronomiques de l'auteur, ainsi que sa maîtrise de la littérature astrologique ancienne apportent une précision nouvelle à plus d'un passage obscur ou difficile des œuvres du grand néoplatonicien. Une utile bibliographie – comprenant 31 titres de l'auteur – figure à la fin de l'ouvrage (p. 51–56).

Jean-Pierre Schneider, Neuchâtel

Monique Trédé-Boulmer: Kairos: l'à-propos et l'occasion. Le mot et la notion, d'Homère à la fin du IV^e siècle avant J.-C. Préface de Jacqueline de Romilly. *Études anciennes* 150. Les Belles Lettres, Paris 2015. 361 p., 6 ill.

Les éditions des Belles Lettres présentent une nouvelle édition revue et complétée par l'auteur de cet ouvrage (première éd. Klincksieck 1992) – à l'origine une thèse de doctorat (Sorbonne 1987). La perspective adoptée est originale, ressortissant à la fois de la linguistique, de la philosophie, de la philologie, de l'histoire des sciences et de la littérature et manifestant dans tous ces domaines une compétence indiscutable.

Organisée en deux parties et cinq chapitres au total, l'analyse porte d'abord sur le mot grec *καίριος* dans le ch. 1: seul l'adjectif dérivé *καίριος* est attesté chez Homère, où il qualifie une partie

du corps touchée par une arme ou un coup porté contre un combattant. Le mot a la valeur spatiale de point *décisif*, valeur qui se maintient en grec jusqu'à Philostrate (p. 37). À partir de Pindare, le mot s'associe volontiers à l'idée de jugement (κρίσις) et à des images évoquant la coupure ou la jointure, ce qui milite pour un rapprochement étymologique avec κείρω et κρίνω (Wilamowitz). Il évoque clairement, dès Hésiode, la «juste mesure», l'«à-propos». Son ambivalence amène Monique Trédé-Boulmer (M. T.-B.) à conclure que les sens de «coupure», de «limite» et de «mesure» résultent de celui de «part», conciliant finalement les analyses de Wilamowitz et de Barrett qui semblaient opposées. Trois appendices (étymologique, iconographique et sur le sens et l'étymologie de μήτις) complètent de manière très opportune ce chapitre. Le ch. 2, consacré au «καίρος archaïque», analyse les emplois d'Hésiode et de Pindare – ainsi classé d'une manière qui surprend dans la période archaïque – peut-être pour le plaisir de la symétrie entre «une morale du καίρος» pour l'un, «une poétique du καίρος» pour l'autre. Le ch. 3 inaugure la deuxième partie: les «arts» et le καίρος, l'art médical d'abord, puis l'art politique et enfin celui des orateurs. C'est en effet dans le cadre de l'école hippocratique que la notion a pris son essor, passant, pour schématiser, de l'endroit critique au moment critique, moment de la crise, du diagnostic et de l'intervention thérapeutique. Le ch. 4 traite de l'art du stratège et de l'art politique en s'appuyant sur un examen détaillé des textes d'Hérodote et de Thucydide: d'une «histoire sans καίρος» chez le premier au «triomphe du καίρος» chez le second, dans un sens temporel essentiellement. La seconde moitié du V^e siècle montre dans son ensemble, après les guerres médiques, un optimisme intellectuel sur le mécanisme des conduites humaines auquel, selon M. T.-B., la défaite de 404 vint porter un coup fatal: Thucydide garde «confiance dans les pouvoirs de la raison» (p. 235) mais les générations suivantes la perdent. Le καίρος opposé chez Thucydide comme chez Hippocrate au hasard, la τύχη, le rejoint chez Eschine et Démosthène comme chez Isocrate. Le ch. 5, sous le titre «Le καίρος des orateurs» – Démosthène et Eschine, Hypéride et Diondas étant considérés donc comme des hommes d'état plutôt que des orateurs –, traite en fait de philosophie autant que de rhétorique, avec Platon et Aristote, Protagoras, puis Alcidas et Isocrate, tous deux disciples de Gorgias. On retrouve de manière symptomatique chez Isocrate (p. 274) la règle du *kairos* qui imposait chez Pindare d'abrèger un thème du poème, et le désir de maintenir συμμετρία et ἀρμονία, M. T.-B. n'a peut-être pas assez souligné cette coïncidence inattendue. La conclusion est ferme et dense: «[...] la foi proclamée dans les pouvoirs de l'intelligence et le développement du rôle attribué au *kairos* sont contemporains de l'enthousiasme qui suivit la victoire sur la Perse, de la liberté du monde grec désormais garantie, de la démocratie triomphante. [...] Mais le IV^e siècle, âge de la crise de la cité, voit cette confiance s'estomper. Et l'on mesure ainsi le pathétique du dernier *kairos* de Démosthène, *kairos* manqué, qui signe la fin du monde des cités libres» (p. 307). Une réédition réussie en somme.

Françoise Létoublon, Grenoble

Danielle Jouanna: Les Grecs aux Enfers. D'Homère à Épicure. Les Belles Lettres, Paris 2015. 332 p. In dieser Studie zeichnet Danielle Jouanna (D.J.) eine «double evolution» (S. 9) im antiken griechischen Denken über zwei Fragen nach: Wohin gelangen Menschen(seelen) nach ihrem Tod? und: Was erleben sie dort?

Das Buch ist in vier Sektionen gegliedert: 1. L'âme dans les enfers homériques (VIII^e et VII^e siècles avant J.-C.); 2. Les enfers des cultes à mystères (VII^e–V^e siècles); 3. Les enfers de Platon (IV^e siècle); 4. Les enfers après Platon: La fin des voyages de l'âme?; die Kapitel bauen aufeinander auf; entsprechend ist das erste das längste (ca. 90 S.), das vierte das kürzeste (ca. 30 S.). Es folgen ein paar Anhänge mit aus den jeweiligen Bänden in der *Belles Lettres*-Reihe entliehenen frz. Übersetzungen von Pausanias 9.39.5–14 über das Trophonios-Orakel in Lebadeia (I) und Platons eschatologische Mythen in *Gorgias* (II), *Phaidon* (III), *Politeia* (IV) und *Phaidros* (V), eine überschaubare Bibliographie und ein Index Locorum.

D.J. schreibt in einem klaren und lebhaften Stil (e. g. der Erebos als «une sorte de prison de haute sécurité»; gr. Texte werden ausschliesslich in frz. Übersetzungen zitiert, eine kleine Anzahl gr. Termini oder Wendungen ist transkribiert, e.g. *psuchè*, *cucéon*, *Elusion pedion*, *peirata gaiès*, *apo pampan adikôn*), erzählt eine gut nachvollziehbare Geschichte, die insb. ein nicht-spezialisiertes Publikum in ansprechender Weise an ihre Gegenstände heranführen wird. Dass es D.J. gelingt, komplex

überlieferte Diskurse in ein leichtverständliches Narrativ zu überführen, ist lobenswert; wenn die Vereinfachung bisweilen auch um den Preis von Fehlinformationen oder allzu grossen Ungenauigkeiten erkauft wird. Der im Titel erwähnte Endpunkt «Epikur» erhält, wie einige andere nach-platonische Philosophen (resp. philosophische Schulen), ein paar knappe Seiten in Kap. 4 – das Buch strebt indes einem anderen *telos* zu, nämlich der «retour des âmes aux enfers» (Kap. 4.2), die gemäss D.J. mit Thespesios' Bericht am Ende von Plutarchs *De sera numinis vindicta* erfolgt.

Rebecca Lämmle, Cambridge

Claude Calame: La tragédie chorale. Poésie grecque et rituel musical. Mondes anciens 4. Les Belles Lettres, Paris 2017. 254 p.

In seinem neuen, Albert Henrichs gewidmeten Buch legt Claude Calame (C.C.) eine Synthese seiner langjährigen, an der EHESS mannigfach zur Diskussion gestellten Forschung zur Tragödie vor. Im Mittelpunkt steht der Chor als Herzstück der Tragödie. In einem konzisen Abriss der Forschungsgeschichte wendet sich C.C. gegen eine im deutschen Idealismus wurzelnde Ontologisierung «des Tragischen»; auch kann er weder eine «dionysische Essenz» ausmachen noch im Opferritual eine Matrix der Tragödie sehen. Nicht die Handlung (*mythos*) oder der «tragische Held» (im Übrigen oft eine weibliche Figur) bestimmen das Wesen der Tragödie (wie Aristoteles' *Poetik* suggeriert), sondern das musikalische und gestische Geschehen. Dementsprechend wird die Tragödie nicht als Text oder Literatur, sondern als diskursive, musikalische Handlung und als Kultakt in den Blick genommen. Antike Zeugnisse (u. a. Aristophanes' *Frösche* und *Acharner*) zeigen, dass die Tragödie zunächst durch den Chor und seine Lieder (*mélē*) definiert wurde. Die vielfältige Einbettung ritueller Gesänge (Hymnen, Paiane, Threnoi, etc.) und der Aufführungsort verweisen auf die Rolle des Chors als Scharnier, das zwischen dramatischer Handlung und pragmatischem Kontext vermittelt.

Diese Sicht auf die Tragödie wird aus sozial- und kulturanthropologischer, ethno-poetischer und linguistischer Perspektive untermauert (letzteres im Sinne der Analyse von Sprachhandlungen in der ersten Person); auch wird das traditionell starke, auf die Cambridge *ritualists* zurückgehende angelsächsische Interesse am Chor gewürdigt. C.C. hält fest, dass der Chor in dreierlei Hinsicht am Geschehen mitwirkt: performativ, hermeneutisch und affektiv. Diese komplementären Wirkungsweisen des Chors, seine oszillierende Identität und seine polyphone Sprechinstanz werden in den Kapiteln 4–6 anhand von drei Tragödien ausgeleuchtet, Aischylos' *Persern*, Euripides' *Hippolytos* und Sophokles' *Oedipus Rex*. Ein letztes Kapitel widmet sich der Polyvalenz der ersten Person in Chorliedern.

Angesichts der komplexen Forschungsgeschichte und der Fülle des verarbeiteten Materials ist das Buch dicht und bisweilen voraussetzungsreich (so wird z. B. der interessante Gedanke, dass antike Tragödien anthropopoietisch sind, am Ende von Kap. 2 nicht weiter ausgeführt). Doch kann es Interessierten als verlässlicher Kompass in einer anspruchsvollen Diskussion empfohlen werden, und der tragische Chor nimmt in C.C.'s überzeugender Argumentation plastische Form an.

Karin Schlapbach, Freiburg

Alessandra Coppola/Caterina Barone/Monica Salvadori (éds): Gli oggetti sulla scena teatrale ateniese.

Funzione, rappresentazione, comunicazione. Cleup, Padova 2016. 587 p.

L'ambition de ces actes d'un colloque (Padoue, 2015) est d'enquêter sur les objets supposés présents dans les spectacles de théâtre dans la Grèce classique, une enquête compliquée étant donné le peu de documentation fiable à notre disposition sur les questions de mise en scène à cette période. La notion d'objet est ici étendue à celle d'élément matériel autre que les acteurs (costumes, éléments architecturaux). Une partie des contributions ne considèrent que les textes, mais en perdant souvent de vue la distinction entre objets scéniques et objets thématiques dans le texte sans être présents sur scène. Ou alors, en excluant ces derniers, certaines contributions négligent l'économie générale des intrigues, y compris lorsqu'il s'agit d'envisager des implications rituelles. Les autres chapitres mettent en relation les textes avec des représentations iconographiques (céramique). L'introduction est symptomatique d'un flou méthodologique sur le statut même de l'objet au théâtre. En revanche, deux des trois longs appendices constituent des instruments de travail précieux, puisqu'ils proposent des répertoires de tous les passages où la présence d'objets scéniques peut être identifiée; l'un pour la tragédie (F. Puc-

cio), l'autre pour la comédie (S. Castellaneta, A.L. Maffione). Dans le troisième, M. Biaggio réfléchit de manière non exhaustive sur les représentations iconographiques d'objets et leurs liens supposés avec des représentations théâtrales, en envisageant ceux-ci comme des instruments rhétoriques pour véhiculer des rôles, des status et des identités.

Dans une contribution originale, A. Beltrametti met en évidence le contraste entre l'absence du voile d'Alceste chez Euripide et son omniprésence dans d'autres contextes. Considérant les objets sur scène comme permettant de caractériser les personnages, C. Barone met en évidence la fonction mortifère de deux objets dotés d'une fonction de réceptacle chez Sophocle: le coffret contenant le vêtement envenimé des *Trachiniennes* et l'urne de l'*Electre*, en comparant la psychologie des deux personnages qui les manipulent. Dans un texte souvent descriptif, S. Castellaneta s'intéresse aux jouets et aux instruments de musique entre théâtre et iconographie, sans en problématiser les enjeux pour le théâtre. M. Mueller propose une étude très intéressante et stimulante sur les objets et la mimesis dans les *Bacchantes* d'Euripide, qui font se superposer de manière subtile les fonctions d'accessoires de théâtre, d'objets dans une fiction, et d'objets rituels, en lien avec la présence du *xoanon* de Dionysos au théâtre, faisant du dieu un transfuge entre ces trois registres. Elle met en évidence la propriété fascinante qu'ont ces objets de générer par eux-mêmes des actions et d'induire des comportements de l'ordre de la folie. La contribution de F. Puccio fait le grand écart entre une réflexion sur la mise en scène contemporaine du théâtre antique et une interprétation du dionysisme des *Bacchantes*. G. Tozzi observe que les tragédies tardives d'Euripide font allusion à des détails qui pourraient être le témoin de nouveautés dans l'architecture du théâtre athénien. Sur la base d'une observation des modes d'apparition des tissus, des chaussures et d'une épée, A. Coppola montre que l'Oreste d'Euripide constitue le moyen de critiquer les alliés perses des Spartiates dans le contexte géopolitique du moment. Dans une étude trop fouillée, O. Imperio s'intéresse aux objets construisant un brouillage entre féminisme et misogynie dans les *Secondes Thesmophories* d'Aristophane. O. Taplin propose un essai très stimulant, où il montre les changements radicaux sur la narration qu'implique le genre théâtral, dont les fragments des premières tragédies d'Eschyle sont le témoin de la création, en particulier les implications matérielles: présence physique des acteurs qui incarnent l'action et apparition d'objets qui sont investis de sens par les humains et intensifient le sens de l'action représentée. Les fragments de la trilogie sur Achille sont ainsi analysés et mis en perspective, en contraste avec les scènes correspondantes dans l'*Illiade*, en écho avec des représentations iconographiques. Les 5 dernières contributions prolongent la réflexion sur la question complexe de la représentation iconographique de spectacles de théâtre dans la céramique, en particulier dans le corpus italote, autour de la figure de Médée (M. Biaggio), à propos de gestes typiquement comiques (L. Todisco), de la vaisselle aristophanienne (G. Gadaleta), du rapport entre corps et vêtements, des mots qui font vivre les objets et de la parole qui se substitue à la vision (A. Piqueux), ou en proposant des éléments d'analyse formelle (M. Salvadori et A. Marchetto).

Frank Müller, Lausanne

Arnaud Zucker/Jacqueline Fabre-Serris/Jean-Yves Tilliette/Gisèle Besson (éds): **Lire les mythes: formes, usages et visées des pratiques mythographiques de l'Antiquité à la Renaissance.** Mythographes. Presses Universitaires du Septentrion, Villeneuve d'Ascq 2016. 336 p.

Comme le précisent les éditeurs dans leur introduction, cet ouvrage est issu d'une réflexion menée au sein du réseau Polymnia. Ce réseau, dirigé par Jacqueline Fabre-Serris et Françoise Graziani, axe ses recherches sur la tradition mythographique, depuis l'Antiquité jusqu'au XVII^e siècle. Le réseau organise des colloques, publie des textes annotés et traduits, et enfin gère la revue en ligne *Polymnia*.

Les textes que les auteurs ont choisi de publier dans l'ouvrage sont issus de trois colloques qui se sont tenus en 2011, respectivement à Lille, Lyon et Genève. Il s'agissait, lors de ces colloques, de se pencher sur le concept de «mythographie», objet fondamental de la recherche menée par le réseau. Une autre partie de ces textes est publiée dans le premier numéro de la revue *Polymnia*, disponible en ligne.

Les textes des mythographes retenus pour les trois colloques l'ont été en regard de l'importance de l'œuvre des écrivains compte tenu de leur époque ou de la tradition. La tâche assignée aux chercheurs était d'analyser les pratiques des mythographes à la lumière des *formes*, des *usages* et des

visées. Leur objectif était également de replacer les textes dans leur contexte politique et culturel et de pouvoir mettre le focus d'une part sur les sources qui furent utilisées par les mythographes, et auxquelles ces derniers avaient eu accès et d'autre part sur les canaux de transmission utilisés.

La visée du livre est originale: il s'agit de mettre les lecteurs que nous sommes dans les pas de ceux qui, à l'époque, ont lu les écrits de ces mythographes. Par cette approche, les contributeurs de cette publication ont souhaité démontrer que les usages des mythographes étaient intrinsèquement liés aux rapports qu'ils avaient avec leurs propres lecteurs. *In fine*, l'objectif des auteurs était de nous inviter à enrichir la connaissance que nous avons de cette tradition et de son exégèse. Les réflexions ne se limitent donc pas aux significations et aux rôles indéniables des mythes: elles portent également sur des aspects linguistiques ciblés: l'onomastique et l'étymologie. Ainsi, dans sa contribution consacrée à la *Théologie* de Cornutus, Arnaud Zucker démontre que l'étymologie ne s'inscrit pas dans l'interprétation symbolique de marques ou d'actions, toutes deux spécifiquement sémantiques: elle doit être considérée comme un véritable outil d'archéologie puisqu'elle permet la restructuration «mythohistorique» de la composition d'un nom. Mais, comme le souligne l'auteur, cette exégèse suppose de penser l'étymologie dans le contexte antique, à savoir une activité organisée au sein d'une discipline que l'on qualifiera d'historique dans les années 1980.

L'ouvrage, à destination d'un public averti, est complété d'une très bonne bibliographie et de trois *indices*.
Frédéric Dewez, Louvain-la-Neuve

Alessandra Rolle: Dall'Oriente a Roma. Cibele, Iside e Serapide nell'opera di Varrone. ETS, Pisa 2016, 255 p.

Le livre d'Alessandra Rolle (A.R.) apporte une contribution à la recherche sur la pénétration des cultes orientaux à Rome dans la période tourmentée de la fin de la République à travers les yeux et le commentaire critique de l'un des principaux promoteurs de la systématisation religieuse «romaine»: Varron. Le présent travail se divise en deux grandes sections organisées selon la même structure: la première concerne la déesse phrygienne Cybèle et la seconde est dédiée aux dieux égyptiens Isis et Sérapis. La présentation de chaque divinité, de son impact et du caractère fondamental de son culte à Rome, est suivie de l'examen des œuvres de Varron (organisées selon le plus probable ordre chronologique de leur composition), dans lesquelles on peut trouver une référence à cette divinité. Grâce à une solide approche typiquement philologique, A.R. analyse les fragments des œuvres varroniennes restantes avec rigueur et en détail par le moyen d'un commentaire critique à la fois opportun et novateur; il en suit un commentaire historique et littéraire qui utilise des données provenant aussi de l'épigraphie, de l'iconographie et de l'archéologie. À la lumière des textes examinés, A.R. conclut que l'attitude de Varron vis-à-vis de ces divinités est double: si Cybèle, purgée du rite *more Phrygio*, pouvait être entièrement «romanisée» et reçue parmi les dieux du panthéon citadin, Isis et Sérapis restent des divinités barbares, difficilement intégrables dans le contexte civique. L'étude d'A.R. se distingue par la clarté de l'exposition et la limpidité de l'analyse, qualités indispensables pour que le lecteur puisse suivre l'auteure quand elle résout des problèmes épineux du point de vue de l'interprétation textuelle. Bien qu'une telle précision entraîne parfois des raisonnements spécieux qui obscurcissent une vision de caractère historique-religieux plus ample, l'attention portée à la reconstruction historique et critique d'un auteur si difficile à interpréter est extrêmement appréciable. Le résultat final est un livre appréciable pour la valeur scientifique, la solidité du contenu et les perspectives analytiques utilisées, en dépit d'une prose un peu redondante et souvent monotone. En fin de compte, ce livre promet d'être un outil précieux pour tous ceux qui se préparent à étudier ces divinités dans la période entre la République et le Principat, ainsi que pour tous ceux qui veulent entrer dans la vision du divin de Varron.
Ginevra Benedetti, Pise/Sienne

Aurélien Gautherie: Rhétorique et thérapeutique dans le De medicina de Celse. Recherches sur les rhétoriques religieuses 25. Brepols, Turnhout 2017. 492 p.

Passée la surprise de voir paraître cet ouvrage dans la collection qui l'accueille et qui explique peut-être un titre qui ne rend que partiellement justice à sa richesse, l'on est invité par l'auteur à partager sa lecture sensible du *De medicina* de Celse. Au fil de huit chapitres, sont ainsi explorées diverses ques-

tions (p. ex. encyclopédisme, rédaction du traité, sources, présence/absence d'une table des matières, *uolumen/liber*, réception, lectures cursive/consultative, pactes de lecture, intertextualité, pratique professionnelle ou non/automédication, personnalisme médical, âges de la vie, dialogue médical, douleur), ainsi que différents termes (p. ex. *medicus/curans, fortuna/natura, fides, alter dolens, pestifer*). Partant à chaque fois d'un état de la question sur un mode qui se ressent encore un peu du travail de thèse et explicitant parfois à l'excès les diverses étapes de sa démarche ou la justification d'un développement, l'auteur s'appuie systématiquement sur des traductions originales largement commentées et un dialogue critique avec divers prédécesseurs. Animé par un souci didactique et l'intention de s'adresser à un lectorat diversifié, il se livre régulièrement à un rappel sous forme résumée d'arguments plus développés là où cela est plus opportun. Le volume est complété par une annexe (tableau des renvois internes du *De medicina*), trois *indices* (auteurs anciens, parties du corps, passages tirés du *De medicina* et du *Corpus hippocratique*) et une bibliographie. Font cependant défaut plusieurs éditions anciennes et certaines traductions – telles que celle de Scheller/Frieboes, dont les notes sont d'un grand intérêt – qui auraient permis d'étayer ou de compléter certaines analyses. L'auteur déplore l'absence d'un index, alors qu'il mentionne pourtant en bibliographie (p. 449) celui de Richardson. Peut-être pense-t-il plutôt à une concordance lemmatisée. La reprise exhaustive de chaque référence bibliographique dans les notes rend leur lecture fastidieuse et fait double emploi avec la bibliographie. Enfin, l'accentuation de l'espagnol est absente, F. Luthi perd son *i* (p. 203 et dans toutes les notes) et certaines notes auraient dû demeurer sur la même page que leur appel (p. ex. p. 284, n. 33). Il reste que cet ouvrage constitue un apport d'importance aux études celsiennes, ce qui ne peut que réjouir.

Brigitte Maire, Lausanne

Enrico Flores: Orazio lirico, con antologia delle Odi. Biblioteca di studi umanistici 12. La scuola di Pitagora, Napoli 2016. 227 p.

Voici un livre dont on pourra se contenter d'admirer l'élégante couverture. Empruntant son titre à un monument de la critique horatienne (G. Pasquali, Firenze 1920), il est en fait un agrégat de notes de cours et excursus variés qui n'ont guère d'autre ancrage critique que la parole péremptoire de l'auteur. L'introduction est brève et décousue: en quatre pages, on oscille entre la vie d'Horace et une critique abrupte du choix de manuscrits de Shackleton Bailey, une réflexion sur l'intellectuel du Moyen Âge au milieu du XX^e s., ou une justification marxiste des guerres civiles comme idéologiques. Le premier chapitre défend l'idée qu'Horace composait ses *Odes* pour une exécution musicale, sans autres arguments face à la majorité des critiques (seul L.E. Rossi est ciblé) que la conviction de l'auteur, fondée par exemple sur la passion d'Horace pour des musiciennes et son amour du chant, ou sur des assonances et allitérations. Suivent des groupements plus ou moins aléatoires de poèmes (des *Odes*, mais quatre *Épodes* aussi, sans attention aux différents recueils ni à la structure des livres), avec pour chacun une brève présentation, une traduction à la fois ampoulée et scolaire, et des notes disjointes (de quelques lignes à deux pages). Certaines sections ont pour intitulé une liste de poèmes, d'autres une étiquette d'ensemble parfois trompeuse: ainsi, seize des dix-huit pages du chapitre sur Horace et la musique au Moyen Âge traitent du *Carmen saeculare* (étude déjà publiée). Je n'ai vu que deux infimes traces de la prétendue mise à jour bibliographique (et nul compte n'est tenu de références même antérieures). En bref, on se demande si la bonne volonté d'anciens étudiants à aider leur maître à publier de tels témoignages de fin de carrière est vraiment bienveillante.

Olivier Thévenaz, Lausanne

Bénédict Delignon/Nathalie Dauvois/Line Cottagnies (éds): L'invention de la vie privée et le modèle d'Horace. Rencontres 261. Classiques Garnier, Paris 2017. 477 p.

Ce volume d'actes regroupe vingt-trois contributions, pour l'essentiel en français, documentant l'importance du modèle d'Horace dans l'élaboration du concept de vie privée à la Renaissance. Les cinq premières contributions sont centrées sur l'œuvre d'Horace. Leurs auteurs (Ledentu, Deremetz, Gowers, Citroni, Delignon) corrigent l'idée qu'Horace soit l'inventeur de la vie privée: si l'irruption du discours personnel dans la littérature latine coïncide avec la période de crise antérieure à l'avènement du Principat, la *persona* du poète ne révèle que par bribes son identité de *privatus*, qui

le plus souvent se dérobe et apparaît davantage comme une construction ancrée dans un contexte historique et politique et réglée par les lois des genres littéraires (cette représentation de soi est ainsi plus présente dans les *Satires* et les *Épîtres* que dans les *Odes*). Sous le masque autobiographique, la poésie horatienne ne renvoie pas à l'intime, au «for intérieur», mais définit avant tout une éthique: de la tension entre vie publique en ville et vie privée à la campagne (selon une dialectique temporelle entre *otium* et *negotium*) émerge la revendication d'une autonomie philosophique qui choisit comme forme d'expression du «moi» le *sermo*.

L'enjeu du reste du volume est de déterminer comment des auteurs du XVI^e et XVII^e siècle (Marguerite de Navarre, Joachim Du Bellay, Noël Du Fail, Ronsard, Montaigne, Diego Hurtado de Mendoza, John Donne, Robert Herrick, etc.) ont fait d'Horace «l'inventeur» de la vie pour soi et du rejet de la vie publique. Si, chez les poètes néo-latins, la reprise intertextuelle implique en général une adhésion au contenu moral, le modèle horatien (explicite ou diffus) apparaît surtout comme modulable aux finalités du discours, dans une réécriture et appropriation: Horace est choisi comme personnage littéraire et modèle éthique (dans des proportions variables selon l'engagement de l'auteur dans la vie publique, par ex. Jean Salmon Macrin ou Michel de L'Hospital), et fournit à ses successeurs les formes et le style pour parler de soi et pour se représenter, à l'ère de l'imprimé, comme auteur.

Le volume (avec bibliographie, index des noms et résumés), essai de dialogue entre philologie classique et histoire littéraire de la première modernité, éclaire l'importance d'Horace dans la construction européenne d'une conscience de soi. Laure Chappuis Sandoz, Neuchâtel

M. Annaei Lucani Belli Civilis Liber VII. A cura di Nicola Lanzarone. F. Le Monnier, Firenze 2016. 617 p.

Le commentaire au chant VII de la *Pharsale*, publié par Nicola Lanzarone, représente un progrès certain dans les études lucaniennes, auxquelles il apporte beaucoup, et dépasse largement les commentaires minimalistes dont nous disposons jusqu'à présent pour l'étude de ce chant crucial. L'introduction du volume, relativement brève, aborde cependant les points principaux: la structure du chant VII, les thèmes développés, le renversement de l'idéologie impériale et de la tradition épique, la forme et le style de Lucain. Elle pourrait être enrichie, pour être exhaustive, de considérations sur l'histoire du texte et le problème de sa transmission, ainsi que d'un développement sur le rapport de Lucain aux sources historiques. Ce qui ne trouve pas sa place dans cette introduction sera toutefois évoqué, en majeure partie, au fil du commentaire. Pour établir le texte, Lanzarone suit l'édition de référence d'Housman (1927) qu'il ne corrige, en s'en justifiant, qu'à cinq reprises. L'auteur ne précise pas quel travail il a personnellement effectué sur le texte. L'apparat critique, négatif, ne relève que les principales variantes. La traduction en prose, qui suit le texte latin, est élégante et propose, sur les passages difficiles, des choix satisfaisants. Une traduction en vis-à-vis du texte latin, ou du moins le report des numéros de vers, aurait sans doute rendu la consultation plus aisée.

Le commentaire, qui est la finalité explicite de l'ouvrage, est excellent. Très riche, érudit, émaillé de nombreuses références bibliographiques, il offre une grande variété de considérations. Chaque section est précédée d'une brève introduction permettant d'aborder les problématiques générales illustrées dans le passage (l'usage des apostrophes, la voix du narrateur...). L'auteur développe ensuite des remarques textuelles, stylistiques, lexicales et syntaxiques, et convoque de nombreux *loci paralleli* qui viennent éclairer le texte de Lucain et renseigner sur sa postérité. Les *realia*, les notations géographiques et prosopographiques sont systématiquement explicitées. Dernier atout de l'édition de Lanzarone: ses annexes. La bibliographie, sur 24 pages, est organisée et presque complète (ne manquent que quelques références, notamment des études françaises récentes). Trois index – mots latins et grecs notables, notions et motifs importants, auteurs cités – achèvent utilement l'ouvrage.

L'étude de Nicola Lanzarone restera donc, sans aucun doute, pendant longtemps une référence dans les études lucaniennes, tant pour les spécialistes que pour les étudiants s'intéressant au chant VII de la *Pharsale* et plus largement à l'ensemble du poème de Lucain.

Bénédicte E. Chachuat, Toulouse

Tacito: Agricola. Saggio introduttivo, nuova traduzione e note di *Sergio Audano*. Classici greci latini. Rusconi Libri, [Santarcangelo di Romagna] 2017. CXVI, 151 p.

Cette édition comporte un essai introductif (110 pages) qui traite de la place de l'œuvre entre genre biographique, *elogium*, et ethnographie; de l'impérialisme romain; d'Agricola comme homme et comme *exemplum*; de la réception du texte. Ces points principaux sont traités clairement et appuyés par des notes solides. Toutefois, quand Sergio Audano (S.A.) affirme que Tacite choisit une approche «laïque», refusant philosophie et religion, on reste perplexe: développée dans une autre publication de S.A. (2015), cette idée n'est pas ici assez solidement argumentée. Parler de laïcité dans un monde romain où le politique ne peut se penser sans le religieux, est une difficulté majeure. La bibliographie, sciemment limitée aux ouvrages cités dans l'introduction, est solide, bien informée même si les ouvrages en italien l'emportent très largement sur ceux en anglais et français.

Le texte latin est présenté tel qu'établi par Ogilvie dans son édition de 1975, à part une quinzaine de passages signalés au début et commentés dans les notes. La traduction, face au texte latin, est souvent élégante, mais parfois aux dépens de la précision. On peut noter par exemple des lacunes (4.2 *statim paruulus*; 33.4 *in agmine*); des ajouts inutiles dans la traduction (10.5 «dicono che»); des choix contestables (2.3 *per inquisitiones* traduit «per mezzo di delatori»); un fréquent refus de marquer la couleur rhétorique du texte (18.1 *hunc Britanniae statum, has bellorum uices ... transgressus Agricola inuenit*: «Agricola passò in Britannia ... e questa fù la condizione militare che vi trovò»); quelques faux sens (16.1 *ipsam coloniam*, «la stessa colonia»; 39.2 *si militarem gloria alius occuparet*, traduit par «se la gloria militare diventava ora dominio assoluto di qualcun altro», où *occupare* doit plutôt signifier la prise anticipée de cette gloire, sans aucune idée de pouvoir absolu). Ces remarques à part (et quelques rares coquilles, 22.1 *formidne*; des moments où la ponctuation latine et la ponctuation italienne ne correspondent pas), la traduction est agréable à lire et conviendra sans nul doute à qui veut entrer dans ce texte et en saisir l'intérêt.

L'espace accordé aux notes (150 pages) permet l'approfondissement de la lecture. On retrouve dans les notes les lignes de force présentées dans l'essai introductif, parfois avec des redites. Mais les notes, en soulignant notamment les articulations du texte, offrent un commentaire quasiment suivi du texte, riche et intéressant. Au total, une bonne édition, répondant bien aux exigences de la collection.

Isabelle Cogitore, Grenoble

Robert A. Kaster: Studies on the text of Suetonius' De uita Caesarum. Oxford University Press, Oxford 2016. X, 332 p.

Il volume si presenta come un supplemento integrativo dell'edizione critica del testo di Svetonio pubblicata a opera del medesimo Robert A. Kaster (R.K.) nel 2016 (*C. Suetoni Tranquilli «De uita Caesarum libros VIII» et «De grammaticis et rhetoribus librum»*, Oxford/New York). Dopo la prefazione, il capitolo sulla tradizione manoscritta del *De uita Caesarum*, intitolato «*The Medieval transmission*», costituisce una versione ampliata della prefazione all'edizione Oxford Classical Texts (che a sua volta era una versione rivista dell'articolo apparso in *TAPhA* 144, 2014, 135–188). Vengono presi in considerazione diciotto manoscritti pre-rinascimentali, che R.K., confermando le conclusioni di M. Ihm, attribuisce a due distinti rami di tradizione (α e β), discussi in due rispettive sezioni del capitolo. R.K. individua inoltre due sottogruppi per entrambi i rami della tradizione, α_1 e α_2 , β_1 e β_2 . Nella terza sezione – «*Contamination*» – R.K. illustra prima il processo di trasmissione degli errori dal ramo β ai manoscritti di α_2 , e poi di quelli che dal manoscritto G sono giunti al ramo β . La seconda parte del volume, «*Suetoniana*», è definita dall'autore «the heart of this monograph» e consiste in un dettagliato esame critico-testuale di circa 300 passi delle *Vite dei Cesari* in cui l'autore si discosta da Ihm. Un elemento che per alcuni potrà sembrare controverso è il fatto che R.K. preferisce stampare comunque qualcosa, piuttosto che segnalare una lacuna o mettere *crucis*. Basti citare lo *specimen* di *Iul.* 22.1 (p. 62–63) in cui R.K., al posto della *crux* stampata da Ihm, recupera congetture del Groterus, dei Gronovii e del Madvig e stampa un testo che, presupponendo vari ritocchi, è leggibile e restituisce un senso soddisfacente. Seguono le 5 «*Appendices*». Nella prima, l'elenco dei 225 *codices recentiores* offre le basi per i futuri studiosi che decideranno di collazionare i manoscritti rinascimentali delle *Vite* svetoniane. Nella seconda R.K. nota che l'uso delle lettere iniziali in maiuscolo, comune ai ma-

noscritti *PONS*, offre una prova di come essi si distinguano dagli altri codici del ramo α , derivando da un comune modello γ . La terza presenta una lista delle «buone correzioni» al testo dell'archetipo offerte da ζ , individuato come l'antenato comune di C e H, mentre la quarta propone una discussione sul cosiddetto «Galba *error*», una trasposizione testuale presente nella *Vita* di Galba. Nella quinta troviamo infine il prospetto dei punti in cui R.K. si discosta dall'edizione di Ihm.

L'attenzione e la discussione sullo stile e la lingua di Svetonio, supportati da numerosi confronti testuali, rendono questo volume uno strumento fondamentale per chi si occupi di critica del testo svetoniana e per chiunque voglia intraprendere studi sul *De vita Caesarum*.

Barbara Del Giovane, Firenze

Damigeron: Heilende Steine. De Lapidibus. Lateinisch und Deutsch. Zweisprachige Ausgabe von Kai Brodersen. Marix Verlag, Wiesbaden 2016. 128 S.

Den Namen «Damigeron» bezeugen uns im 2. Jh. n. Chr. Apuleius und Tertullian sowie etwas später Arnobius von Sicca für einen legendären Magier jeweils innerhalb eines Kataloges von mehreren prominenten Zauberern. Kaum erstaunlich ist es folglich, dass unter Damigerons bekanntem Namen auch ein Buch über Steine und deren magische Kräfte umlief, das in der älteren Forschung zumeist ins 1. Jh. n. Chr. datiert und als griechisches Original tatsächlich Damigeron zugeschrieben wurde, der u. a. aus verlorenen Werken des Zoroaster und Ostanos kompiliert habe, wofür nach Kai Brodersen (K.B.), dem Herausgeber und Übersetzer der hier zu besprechenden Ausgabe, «freilich keine Belege sprechen» (S. 16). Immerhin kann angenommen werden, dass Damigerons Steinbuch «zunächst – oder jedenfalls auch – in griechischer Sprachform im Umlauf war» (S. 21). Zur Scheidung von diesem griechischen Damigeron wird der Autor der nur lateinisch erhaltenen Fassung(en) i. d. R. Damigeron-Evax genannt – aufgrund des fiktiven Widmungsgebers der Dedikationsepistel dieser Version(en), eines Araberkönigs Evax.

Hierüber und über die komplexe und bisher nur ansatzweise aufgearbeitete handschriftliche Überlieferungs- und Quellenlage informiert K.B. übersichtlich im grösseren Teil seiner Einleitung (S. 9–27): So gibt es die erhaltene lateinische Fassung des Lapidars in drei Versionen, einer Langfassung sowie zwei voneinander unabhängigen Auszügen daraus (Details: S. 23–26).

Alle bisherigen Ausgaben boten nur einen Teil jener Langversion, K.B. hingegen stellt uns mit seiner zweisprachigen Edition diese erstmals ganz vor, wofür er die drei existenten Handschriften per Photographien verglichen hat (S. 29); der kritische Apparat ist im Anhang beigegeben (S. 115–123).

Nicht berücksichtigt sind für diese Ausgabe – die ein «faszinierendes und für unser Wissen um die Antike aufschlussreiches Werk», «das einst viel gelesen wurde, zuletzt aber nur selten Beachtung fand, besser zugänglich machen» will, wie es K.B. bescheiden formuliert (S. 30) – die beiden Kurzfassungen sowie ältere, parallele und jüngere griechische und lateinische Steinbücher.

Gleichwohl wird es mit K.B.s Ausgabe künftig nun erstmals möglich sein, das Lithikon des Damigeron-Evax *in toto* in den Blick zu nehmen. Dieses grosse Verdienst K.B.s wird noch gemehrt durch die parallel zum lateinischen Text abgedruckte und mit einigen erklärenden Anmerkungen versehene erste deutsche Übersetzung überhaupt (S. 32–113), die auch Forscher anderer Disziplinen und ein breiteres Publikum instand setzen wird, diese neue Ausgabe zu benutzen.

Dass letzteres ebenfalls zur intendierten Käuferschicht gehört, legt nicht nur der leicht esoterisch angehauchte farbige Schutzumschlag nahe, sondern auch K.B.s explizites *Caveat* am Schluss seiner Einleitung: «Angesichts des heutigen Interesses an 'crystal healing' und der im Alltag, namentlich in esoterischen Kreisen, verbreiteten Meinung, dass Steine in der Tat eine Heilwirkung ausüben können, sei betont, dass für die von Damigeron geschilderten Wirkungen alle Belege fehlen» (S. 30).

Beschlossen wird die wohlfeile Hardcover-Ausgabe, die nur wenige und leicht zu berichtigende Druckfehler aufweist, mit einer dreiseitigen Bibliographie (S. 124–126) sowie zwei kurzen Indices (S. 127–128).

Marc Steinmann, Giessen

Paula Hershkowitz: Prudentius, Spain and Late Antiquity. Poetry, visual culture and the cult of martyrs. Cambridge University Press, Cambridge 2017, 254 p.

Paula Hershkowitz (P.H.) sheds new and refreshing light on the study of Prudentius' poetry. Unlike recent trends in scholarship, H. contextualises Prudentius' poems within the material culture of contemporary Hispania.

P.H.'s book is divided into six chapters. In chapter 1, she expounds on her methodology, on the life of Prudentius, whom she depicts as a villa-poet, and on the historical context. In the next chapter, P.H. seeks to trace down Prudentius' audience, which she identifies with the members of social elite from Hispania and highly likely Southern Gaul. In chapter 3, P.H. examines whether there is literary or material evidence independent of Prudentius to testify to the exposure to or enthusiasm for the cult of the martyrs in Hispania; concluding that the evidence is meagre. In chapter 4, P.H. explores material evidence from Italy that comes as close as possible to the paintings Prudentius might have seen and purported to describe in *Pe.* 9 and 11. Although the evidence examined does not fully correspond to or substantiate Prudentius' descriptions, the possibility that he saw what he described should not be ruled out. In the next chapter, P.H. turns to visual culture in Prudentius' Hispania. Examples of Christian iconography are scant, while the evidence suggests that the visual culture was predominantly non-Christian. Turning back to the question of whether Prudentius actually saw the paintings he described in *Pe.* 9 and 11, P.H. argues that secular art could have informed how Prudentius interpreted the art he saw in Italy and, consequently, how he translated what he saw into verse. Accordingly, his audience would have visually reconstructed the content of his verses with reference to the non-Christian art they were familiar with. The final chapter is a succinct overview of the book.

One of my main concerns about this book has to do with the sections where P.H. discusses the relationship between mythological themes represented in contemporary visual culture and Prudentius' attacks on these themes in his poetry. Although this is something novel that P.H. brings to scholarship, it should be clearly acknowledged that attacks on deities and their (often ludicrous) stories were *loci classici* in the anti-pagan invective repertoire of Latin Christian apologists from Tertullian on. Prudentius operates within this tradition in these attacks. That said, there is no doubt that P.H. offers a fresh and interesting look at Prudentius' poetry.

Thomas Tsartsidis, Volos

Anna Zago: Pompeii Commentum in Artis Donati partem tertiam. Tomo I: Introduzione, testo critico e traduzione. Tomo II: Note di commento, appendice e indici. *Collectanea grammatica Latina* 15. Olms-Weidmann, Hildesheim 2017. CXLIX, 420 p.

Les deux tomes qu'Anna Zago consacre à Pompée le grammairien constituent un *opus maius* dont les 96 pages de sa bibliographie donnent la mesure. Comme d'ordinaire l'on ignore jusqu'à l'existence de cet autre Pompée, on s'appliquera à rappeler qu'il est un probable Africain du V^e ou du VI^e siècle, que ses préoccupations sont élémentairement pédagogiques et qu'il s'est illustré comme l'auteur d'un énième commentaire de l'*Ars maior* de Donat. De celui-ci, Anna Zago fournit tout ce que l'on est en droit d'attendre en matière d'éclaircissements relatif à sa troisième partie, celle que Pompée consacre au barbarisme. Sa lecture est absolument passionnante et cela pour trois raisons. La première est d'ordre linguistique. Elle tient évidemment à ce que l'on y observe des mouvements de langue qui autrement resteraient confinés aux souterrains d'une oralité défunte. La seconde est d'ordre pédagogique. Ce commentaire porte un enseignement dont la parole et la pensée sont rapportées avec suffisamment d'exactitude pour que l'on puisse en faire l'illustration de la manière pédagogique tardo-antique tant dans ses aspects méthodologiques que communicationnels. La troisième est d'ordre émotionnel. On y voit à l'œuvre une verve de spontanéité en général bridée par une norme littéraire qui veut le topique et le maîtrisé. Cette liberté de ton, cette fraîcheur d'énonciation, cette vie enfin ne sont pas si rares chez des grammairiens que l'on sent passionnés par leur métier et dont la parole a, plus souvent qu'on ne l'imagine, été purement et simplement sténographiée. Ceux qui ont l'oreille à ces choses auront déjà senti cela chez un Quintilien qui écrit comme il parle et dont le texte devait laisser entendre la voix à ceux qui la connaissaient. On appréciera le travail éditorial d'Anna Zago pour ce qu'il y a toujours d'héroïque à se confronter à ces traditions manuscrites de grammairiens dont les œuvres ont subi toutes les avanies imaginables; on saluera donc comme il le faut le courage

qui est le sien de se risquer à proposer un stemma (p. CXLV). Le commentaire est par force largement consacré à justifier des choix éditoriaux et à situer la matière pompéienne dans sa tradition grammaticale. Une traduction est fournie, ce qui est loin d'être inutile tant sont parfois surprenants les tours de pensées et les procédés énonciatifs. Carole Fry, Genève

Benjamin Goldlust (éd.): Corippe: Johannide, livre 4. Introduction, édition critique, traduction et commentaire. Collection des Études Augustiniennes. Série Antiquité 202. Institut d'Études Augustiniennes, Paris 2017. 269 p.

Nel presente lavoro, frutto della rielaborazione di una tesi di *Habilitation* presso l'Università Sorbonne di Parigi, B. Goldlust (B.G.) offre un'edizione critica con commento e traduzione francese del libro IV della *Iohannis* di Corippo. A B.G. si deve anche l'organizzazione del primo convegno di studi interamente dedicato al poeta africano (Lione, 19–20 giugno 2014). Il bilancio dell'attività di ricerca negli ultimi anni non può che dirsi positivo; ben sei libri della *Iohannis* sono ormai commentati (attualmente restano scoperti solo il VI e il VII), con ottimi risultati sul piano qualitativo. Superando il lavoro di A. M. Ramírez Tirado (Siviglia 1992, tesi di dottorato non pubblicata), il cui commento al libro IV era basato sul testo di Diggle e Goodyear, Goldlust offre una propria edizione che si giova tra l'altro di verifiche autoptiche sul codice *Trivultianus* 686. La conclusione del libro viene collocata dall'editore al v. 596 anziché al 644 sulla base delle scoperte di G. Caramico e P. Riedlberger (*Materiali e discussioni* 63, 2009, 203–208). Nell'introduzione B.G. fornisce una panoramica sulla biografia di Corippo e sull'epoca di composizione della *Iohannis*, per poi analizzare struttura e rilevanza del libro IV nell'economia del poema; non mancano alcune pagine dedicate a lingua, stile e metrica. Il commento ha un taglio prevalentemente linguistico-letterario con buone considerazioni di carattere lessicale. Ci limitiamo in questa sede a due brevi osservazioni sui vv. 399–404, che spesso hanno dato filo da torcere agli studiosi. Non ci pare necessario accogliere la correzione di *mutaque* in *motaque* (v. 399) proposta da Mommsen e accettata anche dai precedenti editori (si vedano le convincenti argomentazioni di L. Nosarti, *Tessere lucanee in Draconzio e Corippo*, in *Lucans Bellum Civile. Studien zum Spektrum seiner Rezeption von der Antike bis ins 19. Jh.*, hrsg. von C. Walde, Trier 2009, 59–61); ai vv. 400–401 (*Conticuere citi intentique magistrum / suspexere viri*) l'autore sorprendentemente non segnala nel commento il celebre *incipit* del libro II dell'*Eneide* virgiliana.

Il volume è fornito di una bibliografia ragionata e di indici dei nomi propri e delle cose notevoli (quest'ultimo forse un po' troppo sintetico); utile sarebbe stato anche un indice dei luoghi citati.

Lisa Sannicandro, Monaco di Baviera

Iordanes: Getica. Edizione, traduzione e commento a cura di *Antonino Grillone*. Auteurs latins du Moyen Âge. Les Belles Lettres, Paris 2017. CLXXX, 564 p.

Die *Getica* gehören kaum zum Lesepensum des klassisch ausgerichteten Latinisten; aber im heutigen Zeitalter der Migrationsströme und des Kulturwandels gewinnt die *Gotengeschichte* des Jordanes wieder an Aktualität. Die neue kritische Ausgabe, begleitet von Übersetzung und Kommentar, ist daher eine willkommene Bereicherung auf dem Forschungsgebiet von *Transformation of the Roman world*. Grundlage des lateinischen Originaltextes ist die Ausgabe, welche A. Grillone (A.G.) zusammen mit F. Giunta 1991 herausgebracht hatte. Seither arbeitete A.G. in zahlreichen Einzelbeiträgen die Überlieferungsgeschichte neu auf; entsprechend angewachsen ist der kritische Apparat und sind zudem rund zehn neue Konjekturen zu verzeichnen. Eine flüssige italienische Übersetzung, die zugleich den Gedankengang des Autors interpretiert, eröffnet das Werk auch einem breiteren Leserkreis. Dankbar wird der Historiker vor allem für den ausführlichen Kommentar zu den *Getica* sein. Da wird neben den inhaltlichen Erklärungen nichts unberücksichtigt gelassen, sei es die philologische Absicherung in der Textkonstitution, sei es die Stellungnahme im Bereich der notorisch unsicheren Schreibweise von Eigennamen, sei es schliesslich der akribisch nachgewiesene Einbezug der Forschungsliteratur. Dieser beeindruckenden editorischen Leistung geht eine umfangreiche Einleitung voraus, deren dichter Fliesstext gelegentlich durch tabellarische Darstellung (z. B. in der Inhaltsangabe des Werkes; so L. Möller, *Jordanes. Die Gotengeschichte* [Wiesbaden 2012], 7–10, in Anlehnung an *RE IX 2*, 1917–1919) an Leserfreundlichkeit gewonnen hätte. Stemmatistische und textkritische Fragen beanspru-

chen den Löwenanteil; dazu fällt ein besonderes Augenmerk auf Stil und Sprache, worin sich Jordanes unter dem Einfluss der zeitgenössischen Diktion von klassischen Vorbildern entfernt hatte. Für das Unterkapitel über die Geographie und damit verbunden für die ethnischen Exkurse dürfte vor allem der Kulturhistoriker Interesse bezeugen, nicht zuletzt auch deswegen, weil Jordanes' Rückgriff (§ 13) auf Strabon (4,5,2) ein weiteres Indiz dafür ist, dass unter Kaiser Justinian die *Geographika* des augusteischen Schriftstellers in Konstantinopel, dem Entstehungsort der *Getica* (verfasst 551), nach jahrhundertelanger Vergessenheit wieder zugänglich waren. A.G.s reich bestückte Ausgabe, zusammen mit den ausführlichen Indices, wird für die vertiefte Beschäftigung mit Jordanes und die künftige Gotenforschung unentbehrlich sein.

Margarethe Billerbeck, Freiburg

Cédric Scheidegger Lämmle: Werkpolitik in der Antike. Studien zu Cicero, Vergil, Horaz und Ovid.

Zetemata 152. C.H. Beck, München 2016. 312 S.

Cédric Scheidegger Lämmle (C.S.L.) hat Mutiges mit seinem Buch gewagt, das aus einer Basler Dissertation hervorgegangen ist: Souverän blickt er umsichtig auf die Grossen der lateinischen Literatur, und diese Adlerperspektive braucht er auch, geht es ihm doch um die komplexe Frage, wie das literarische Ich die eigene Tätigkeit als Verfasser von Texten über das einzelne Werk hinaus reflektiert und so zur Konstitution eines literarischen Œuvres gelangt. Am Anfang steht die Diskussion des sog. Vor-Proömiums der *Aeneis*, an dem C.S.L. plakativ festmachen kann, was er in der Folge an vier grossen lateinischen Autoren im Detail zeigen will: Hier versucht ein Text durch Verweise auf andere Texte, die Lebenszeit des Dichters mit dem Akt des Dichtens in ein bestimmtes Verhältnis zu bringen. In einem ersten Block (S. 25–71) geht C.S.L. theoretisch der Frage nach, wie Texte einen über sie selbst hinausgehenden Werkzusammenhang konfigurieren und wie dies durch die Figuration der Biographie eines schreibenden Autors bewerkstelligt wird. Didaktisch geschickt werden zunächst drei Beispiele eingeführt, an denen sich ganz unterschiedliche Strategien zeigen lassen, wie Werke versuchen, sich in ein Werk Ganzes einzuschreiben bzw. ein Werk Ganzes zu erzeugen. Vier Theorien (*career criticism*, Spätwerk, Rahmen und Kommentierung, Werkpolitik) werden dann im weiteren Verlauf der Studie eingesetzt. Als zweiter grosser Block folgen vier Fallbeispiele, die von Cicero (S. 75–109) eröffnet werden. Hier bespricht C.S.L. zunächst Stellen, in denen Cicero explizit in die Gestaltung seines Gesamtwerkes eingreift, um dann dem Phänomen nachzuspüren, dass in den philosophischen Dialogen oft Gesprächspartner kurz vor ihrem Tod auftreten und *ultima verba* aussprechen. Das Vergil-Kapitel (S. 111–134) diskutiert zunächst einige Stellen, die darauf abzielen, ein Werk Ganzes zwischen *Eklogen*, *Georgica* und *Aeneis* herzustellen. Dass der vergilische Dreischritt in der Werkkomposition für die folgenden Generationen prägend wurde, wird auch für die Hesiod-Ethopoiie in P.Oxy. 3537 plausibel gemacht, ein Text, in dem nun Hesiod (!) in Vergils Fussstapfen tritt. Während im Horaz-Kapitel (S. 135–170) der Blick v.a. auf dessen Spätwerk gelenkt wird, das gleichzeitig Anschluss und Differenz zu den früheren Werken betont, geht das Kapitel über Ovid (S. 171–246) von den Schwächen aus, die der traditionelle *career criticism* mit einem Autor wie Ovid haben muss: Dieser zeigt sich immer wieder in den verschiedensten Rollen (u. a. Autor, Kritiker, Editor) und spielt mit den Usancen und Erwartungen des römischen Literaturbetriebes. Gerade durch häufiges Reflektieren des eigenen poetischen Schaffens kreierte und bricht er die eigene Karriere zur gleichen Zeit. C.S.L. ist mit seiner Arbeit ein grosses Buch gelungen, das nicht nur im Detail überzeugt, sondern auch dazu einlädt, andere Werke mit derselben Brille zu lesen.

Florian Schaffenrath, Innsbruck

Rémy Poignault/Catherine Schneider (éds): Fabrique de la déclamation antique (Controverses et suasoires). Collection de la Maison de l'Orient et de la Méditerranée 55. Série littéraire et philosophique 21. Maison de l'Orient et de la Méditerranée, Lyon 2016. 443 p.

Questo denso e ricco libro riunisce diversi contributi sulla declamazione antica, greca e latina, presentati in occasione del convegno internazionale *Présence de la déclamation antique*, organizzato da Rémy Poignault e Catherine Schneider, curatori del volume, in due incontri avvenuti rispettivamente nel 2011, presso l'università di Clermont-Ferrand e nel 2012, presso l'università di Strasburgo. La prima parte dell'opera, che si intitola *Dans le miroir de la déclamation*, si apre con tre contributi variamente incentrati sulla figura del declamatore: Antonio Stramaglia tratta dei problemi di cronologia

e paternità delle *Declamazioni maggiori* pseudo-quintiliane, Andrea Balbo dell'opera di Calpurnio Flacco, e della sua figura biografica, e Fabrice Robert di Elio Aristide e della sua pratica retorica. I tre contributi successivi si concentrano sull'aspetto meta-testuale delle declamazioni, trattando in particolare del valore dei termini *divisio* e *color* nell'opera di Seneca il Vecchio (Thorsten Burkard), delle modalità di espressione e rappresentazione dell'Io (Lucia Pasetti) e dell'uso dell'intertestualità nelle declamazioni come rivendicazione del loro valore culturale (Christopher Van den Berg). Seguono quattro articoli che analizzano la declamazione come *lusus* in senso lato. Erik Gunderson rileva la scarsa presenza di riferimenti, nelle declamazioni, agli ambiti scolastico, gladiatorio e teatrale, interpretando quest'assenza come una spia della debole e controversa posizione della declamazione nel panorama letterario a lei contemporaneo. Michael Trapp traccia, in riferimento alle *Vite dei sofisti* di Filostrato e ai *Discorsi Sacri* di Elio Aristide, una «geografia della declamazione», sia dal punto di vista dei luoghi evocati che degli spazi concreti delle *performances*. Marion Faure-Ribreau esamina la funzione della *sententiae* nella raccolta di Seneca il Vecchio, sottolineando l'importanza della loro dimensione etica. Gualtiero Calboli studia invece il rapporto tra declamazioni e diritto reale attraverso la dottrina degli *status*. La seconda parte dell'opera, *Valeurs et figures*, si concentra sui valori culturali, etici e politici che emergono dai testi declamatori. Così Pablo Schwartz Frydman analizza le modalità di adesione e appropriazione nei confronti dei valori romani da parte del retore greco Cestio Pio. L'importanza del modello della declamazione greca nella tarda-antichità è al centro del contributo che Nicholas Kalospyros dedica alle controversie di Sopatro. Bé Breij esamina la rappresentazione dei rapporti ricco/povero e padre/figlio nella VII *Declamazione maggiore*. La consonanza di alcuni temi declamatori relativi al culto di Vesta e presenti nella raccolta di Seneca il Vecchio con l'ideologia politica augusteo-tiberiana è alla base dello studio di Ida Gilda Mastrosera. Giovanna Longo analizza i casi di eros «torbido» nella declamazione greca e latina, sottolineando l'approccio più marcatamente moralista di quest'ultima. La figura della *rapta*, che in ambito declamatorio ha un potere decisionale passibile di entrare in conflitto con la *patria potestas*, ridimensionandola, è al centro del contributo di Graziana Brescia. Fotini Hadjittofi indaga il tema del travestimento nella declamazione tardo-antica, e in particolare nell'opera di Coricio di Gaza. L'articolo di Mario Lentano analizza la controversia 72 di Seneca il Vecchio, incentrata sul tema dell'uccisione di Cicerone, come esempio da una parte del trattamento declamatorio di un tema storico, e dall'altra dell'influenza della politica sulle declamazioni. L'urgenza politica dell'opposizione a Domiziano è rilevabile, come mostra Gianluca Ventrella, nell'uso del topos declamatorio della polemica anti-tirannica da parte di Dione di Prusa. Pascale Fleury mostra come anche nel corpus frontoniano la pratica della declamazione si riveli strettamente legata a soggetti politici di attualità, non configurandosi come un mero gioco letterario. Chiude il volume l'analisi condotta da Estelle Oudot sulla carica politica della rappresentazione degli Ateniesi nella declamazione VII di Elio Aristide. L'alta qualità e la varietà dei contributi che formano questo volume non sono destinate a interessare esclusivamente gli studiosi che si occupano di retorica e declamazione antica. Esse testimoniano con chiara evidenza la fertilità di un soggetto capace di fornire significativi apporti alla comprensione e alla conoscenza dell'antichità classica.

Alessandra Rolle, Pisa/Losanna

Jenny Strauss Clay/Irad Malkin/Yannis Z. Tzifopoulos (eds): **Panhellenes at Methone. Graphê in Late Geometric and Protoarchaic Methone, Macedonia (ca. 700 BCE)**. Trends in Classics, Supplementary Volumes 44. W. de Gruyter, Berlin/Boston 2017. VII, 377 p.

Questo volume raccoglie, in forma riveduta e ampliata, una serie di interventi a un congresso organizzato nel giugno del 2012 da J. Strauss Clay (J.S.C.), A. Rengakos e Y.Z. Tzifopoulos (Y.Z.T.) per conto del Κέντρον Ελληνικής Γλώσσας di Salonicco; il congresso era dedicato ad approfondire lo studio degli importanti materiali iscritti (tra cui 25 graffiti con segni alfabetici), databili un po' prima e un po' dopo il 700 a.C., rinvenuti in un deposito sotterraneo (ὄρυγιον) dell'antica Methone di Pieria (Μεθώνη Περίας), colonia euboica (per la precisione di Eretria) a sud del delta del fiume Haliakmon, circa 35 chilometri a sud-ovest di Salonicco. Si tratta di una scoperta unica in Macedonia, e nel presente volume i ritrovamenti sono considerati da molti punti di vista, archeologico, storico, epigrafico e linguistico.

Il titolo proclama l'esistenza di una presenza panellenica a Methone, e nella *Introduction*, a firma di J.S.C., I. Malkin e Y.Z.T. (p. 1–5), si afferma che «the variety of finds at Methone seems to justify the title of this book». In realtà non si vede come lo *status* panellenico di un sito greco possa essere affermato sulla base della varietà dei ritrovamenti archeologici, e come si possa parlare di «varied provenance of» ... «the alphabet and the dialect». Infatti l'alfabeto è esclusivamente euboico, e il dialetto è assolutamente compatibile con l'euboico: si veda l'utile contributo di A. Panayotou (p. 232–241) e quello di J. Méndez Dosuna (J.M.D.), uno dei migliori del volume (p. 242–258), che mette tra l'altro in rilievo l'estrema debolezza dell'interpretazione di un verso isolato di Archiloco (102 West) in cui secondo gli autori dell'*Introduction* il poeta si riferirebbe a una colonizzazione panellenica di Taso; peraltro non si capisce per quale ragione si possa o debba affermare *a priori* un'affinità tra i modi di colonizzazione di Taso e quelli di Methone. A J.M.D. si deve anche la migliore interpretazione del graffito ΣΧΕΝΙ e la spiegazione sicuramente giusta di ΑΝΤΕΦΥΔΕΟΣ (p. 247–258).

In realtà le scoperte di Methone non hanno alcun bisogno di essere magnificate in maniera inopportuna: sono estremamente significative soprattutto perché hanno rivelato l'esistenza di una colonia euboica che fu la destinazione di molte importanti rotte marittime, aspetto esaminato con grande precisione e acume da N. Kourou (p. 20–35): «it is the range of pottery found at Methone that makes a difference, since it indicates maritime connectivity of the site with the entire Aegean» (p. 34).

Uno dei meriti dei nuovi testi di Methone, alcuni dei quali notevolmente solidali con quelli ritrovati in Eubea e a Pitecusa, è stato quello di riportare l'attenzione sulla annosa questione della data e del luogo in cui fu introdotta la scrittura alfabetica in Grecia, tema sul quale si soffermano vari interventi, in particolare quello di N. Kourou e di R. Janko (p. 135–164): quest'ultimo tra l'altro presenta nelle pagine finali importanti osservazioni sull'uso dell'alfabeto euboico per registrare per iscritto testi poetici, e in particolare epici, alla fine dell'ottavo secolo a.C. Molto interessante è il contributo di F. Dell'Oro (p. 165–181) sulle attestazioni di alfabeti e dialetti non euboici nelle colonie euboiche di Sicilia e Magna Grecia, contributo che mostra con chiarezza quanto diversificate possano essere le ragioni delle presenze grafiche e dialettali «straniere» negli ambiti coloniali.

Alcuni non hanno resistito alla tentazione di costruire *des châteaux en Espagne*, con risultati molto discutibili: penso p. es. alla tesi di R.D. Woodard secondo il quale (p. 197–218) il segno iniziale di ΗΑΚΕΣΑΝΔΡΟ potrebbe rappresentare /ks/ (tesi che comporta la costruzione di ulteriori improbabili ipotesi), mentre il segno è chiaramente un'aspirazione «beyond the shadow of a doubt» (Ch. Skelton, p. 222). Tuttavia la maggioranza dei contributi è utile e solida, e rappresenta sicuramente un notevole (e aggiornatissimo) aiuto nella comprensione non solo dei ritrovamenti di Methone ma di tutto il ruolo della cultura euboica nel mondo greco arcaico, la cui centralità è recuperabile quasi esclusivamente grazie alle scoperte archeologiche (e anche deducibile da vari aspetti delle fasi finali dell'epica greca arcaica).

Albio Cesare Cassio, Roma

Gérard Genevrois: Le vocabulaire institutionnel crétois d'après les inscriptions (VII^e–II^e s. av. J.-C.).

Étude philologique et dialectologique. Hautes études du monde gréco-romain 54. Droz, Genève 2017. 541 p.

In contrast to past approaches to the Cretan dialect from a phonological and morphological standpoint on the one hand, and to juridical and historical studies on some Cretan terminology on the other, Gérard Genevrois presents a comprehensive and solid study of Cretan institutional vocabulary from a philological and dialectological point of view. Genevrois' analysis, structured as a lexicon of Cretan institutional terminology in the widest sense (i.e. including vocabulary from the political, juridical, economical, social and cultic spheres), brings to light striking lexical and phraseological concomitances between Cretan on the one hand and Arcado-Cypriot, Mycenaean and Ionic-Attic, and more concretely Attic law, on the other. According to Genevrois' persuasive analysis, these concordances attest to a common Greek juridical and linguistic heritage dating back to Mycenaean times, and thus not to be explained as mere transferences between dialects. The lexicon, which constitutes the core of the work, is followed by an appendix on Cretan phyletics and a subsequent one on names of festivals and months, both of which allow to glimpse the different layers and composite nature of the population of ancient Crete and the various migratory waves from and towards the island by the

end of the Mycenaean period. The book closes with a new translation of the Gortyn Code (based on Willett's edition) which proves more accurate than the most recent French one in Van Effenterre and Ruzé's *Nomima*.

Genevrois' outstanding volume will be indispensable not only for linguists and historians, but also for epigraphists, even if direct examination of inscriptions is lacking. Certainly, autopsy would have been desirable, especially in a work which relies so heavily on epigraphic sources, many of which present dubious readings (e.g. p. 15, 21, 99, 143, 222 or 375 n.5). Nevertheless, Genevrois' striving for accuracy leads him to examine photographs and facsimiles in many cases (e.g. p. 154, 247 n. 1, 269 n.1, 302, 339 n.3 etc.), which somewhat compensates for the former. To this, one should add what constitutes one of the main strong points of the book, namely Genevrois' bright reinterpretations of certain Cretan terms and vexed passages of inscriptions (e.g. p. 99–102 on the elusive noun *διάλοσις*, 288–289 on the verb *ἰπρίνευ*, 360 recovering Gschnitzer's engaging reading of ll. B7–10 of the "Spensithios decree", or 380–382 on the etymology of the tribe of the *Αἰθαλεῖς*, to cite just a few).

Adrià Piñol-Villanueva, Barcelona

Sara Kaczko: Archaic and Classical Attic dedicatory Epigrams. An epigraphic, literary and linguistic commentary. Trends in Classics, Supplementary volumes 33. W. de Gruyter, Berlin/Boston 2016. XXIV, 625 p.

Ce volume se différencie de tous ouvrages parus jusqu'ici sur les épigrammes inscrites grecques. Le commentaire discursif qui suit l'édition de chaque épigramme constitue un bienvenu et nécessaire complément qui manque aux *Carmina Epigraphica Graeca* de P.A. Hansen (1983, 1989). L'intérêt de l'ouvrage tient surtout à son caractère interdisciplinaire. L'auteur parvient à combiner et faire interagir trois approches qui restent le plus souvent séparées dans les études sur l'épigramme inscriptionnelle: l'approche épigraphique qui l'amène à s'intéresser aux alphabets tout comme aux ateliers de production ainsi qu'au contexte archéologique et (micro-)historique, l'approche littéraire qui la conduit à des renvois ponctuels aux genres poétiques de la littérature grecque archaïque et classique, et enfin l'approche linguistique qui l'amène non seulement à l'analyse des formes et syntagmes, mais aussi à leur contextualisation dans le panorama des attestations épigraphiques et littéraires. Pour se rendre compte de la nouveauté de cette approche, au-delà de la forme spécifique du «commentaire», il suffit de songer à quelques ouvrages qui ont marqué la recherche sur l'épigramme inscriptionnelle ces dernières années et qui ont adopté une approche qu'on peut définir «littéraire» au sens large du terme, notamment Tsagalis (2008), Day (2010), Garulli (2012) et Christian (2015).

Après une courte préface l'auteur propose l'édition avec commentaire des épigrammes qui sont divisées en cinq groupes: les épigrammes trouvées sur l'Acropole d'Athènes et gravées dans la pierre (I, épigrammes de 1 à 99), dans le bronze (II, épigrammes de 100 à 105), sur de la poterie (III, épigrammes de 106 à 116), celles trouvées en dehors de l'Acropole (en Attique ou ailleurs, IV, épigrammes de 117 à 141), celles dont la nature dédicatoire ou métrique n'est pas assurée (V, dubia de 1 à 13). L'ouvrage se termine par une bibliographie, un index des correspondances avec les numéros de IG I³, CEG I et DDA, un index des mots grecs, des passages cités, des sujets. Pour chaque épigramme, Sara Kaczko (S.K.) fournit une description du support épigraphique et de l'objet consacré et indique les formes d'écriture employées, la structure métrique, la datation. L'édition du texte est précédée par une bibliographie et elle est normalement accompagnée d'une cliché de l'objet inscrit. Un commentaire générale fait suite à la traduction de chaque texte. S.K. précise ensuite le type de dédicace selon sa structure (elle indique, par ex., s'il y a des formules ou si l'inscription mentionne ou pas l'objet consacré) et passe à une analyse ponctuelle des mots ou syntagmes plus intéressants.

Au contraire de ce que le titre promet, S.K. ne traite pas des épigrammes du IV^e siècle av. J.-C. Ce choix garantit probablement à l'auteur la possibilité de traiter un corpus plutôt homogène d'épigrammes, mais on aurait aimé en connaître les raisons. L'édition des épigrammes s'écarte très rarement de celle de CEG, mais le point fort de cet ouvrage réside plutôt dans la mise en contexte des épigrammes, une contextualisation archéologique, épigraphique et paléographique qui doit forcément passer par un réexamen direct des inscriptions. Cet effort de contextualisation se poursuit aussi aux niveaux littéraire et linguistique, mais sans jamais oublier le contexte culturel, comme le

montre, par exemple, l'analyse de la forme φρασμοσύνοι qui est mi-attique (-σμ-) mi-dorique (-αι): S.K. montre de manière admirable comment plusieurs facteurs ont joué dans la sélection de cette forme, de la métrique aux influences littéraires jusqu'à l'association avec la production oraculaire (p. 247–249).

Avec son ouvrage S.K. a ouvert une voie digne d'être parcourue et nous a amené plus près que jamais à la réception ancienne des épigrammes inscriptionnelles à une époque où le public était beaucoup moins sensible à la différenciation disciplinaire.

Francesca Dell'Oro, Lausanne/Washington DC

Alcorac Alonso Déniz/Laurent Dubois/Claire Le Feuvre/Sophie Minon (éds): La suffixation des anthroponymes grecs antiques (Saga). Actes du colloque international de Lyon, 17–19 septembre 2015, Université Jean-Moulin – Lyon 3. École Pratique des Hautes Études, Sciences historiques et philologiques 3, Hautes études du monde gréco-romain 55. Droz, Genève 2017. XVIII, 770 p.

Der vorliegende Band versammelt die Vorträge, die zwischen dem 17. und dem 19. September 2015 an einer internationalen, der Suffixierung in der griechischen Anthroponomastik gewidmeten Tagung an der Universität Jean-Moulin – Lyon 3 gehalten wurden. Durch solide theoretische Prämissen, die von den Herausgebern in der Einleitung aufgestellt werden, durch 22 Beiträge, die meist eingehende Untersuchungen darstellen und mithilfe der Sammlung vor allem inschriftlicher Angaben ihre Thesen und Ausführungen stark untermauern, durch eine besonders nützliche Liste der Prä- und Suffixe und deren Verkettung (S. 687–704) und trotz dem – teilweise anerkannten – Mangel an Vollständigkeit, beispielsweise in der Besprechung der einzelnen geographischen Gebiete (S. 25), wobei Kontakte mit nicht-griechischen onomastischen Systemen gut repräsentiert sind, oder dem Mangel an einem einheitlichen chronologischen Fokus strebt der voluminöse Band an, ein Referenzwerk zu werden.

Der Band ist in drei Teile gegliedert, deren Überschriften aus meiner Sicht nicht unbedingt treffend gewählt sind. Der Inhalt kann hier nur in groben Zügen dargestellt werden. Im ersten Teil («Préhistoire et histoire contrastives de l'affixation anthroponymique») werden folgende Themen besprochen: die beschränkte Anzahl von Suffixen, für die eine Kontinuität zwischen den in Linear-B belegten und den im alphabetischen Griechisch verwendeten Suffixen ausgemacht werden kann (J.L. García Ramón), das Suffix -ήν, -ήνος bei Maskulina (N. Guilleux), der Kompositum-Typ Σθεν-έ-λαος, für dessen Semantik ein neuer Vorschlag vorgelegt wird (A. Blanc), die Einbindung der griechischen Personennamen in das etruskische onomastische System (G. van Heems), die komplexe, sogar verfahrenere Entwicklung einiger idg. Suffixe (*-yo-, -(V)lo-, -no-, -ōn-) in den von Kontakten zwischen Griechen und Nicht-Griechen geprägten Gebieten wie Süd-Italien und Sizilien (P. Poccetti), die Hellenisierung nicht-griechischer Personennamen durch griechische Suffixe bzw. andere «Hellenisierungs-Prozesse» (D. Dana). Im zweiten Teil («Suffixation et suffixes: modalités et spécificités») werden spezifische Probleme angegangen sowie verschiedene Suffixe betrachtet. So findet man einerseits eine gründliche Übersicht zur Problematik der rückläufigen Akzentuierung bei griechischen Personennamen (É. Dieu), einige Anmerkungen über die Irreduzibilität der Personennamen mit präpositionalem ersten Glied auf die aus ihrer Struktur heraus entsprechenden Appellativa (N. Rousseau) sowie eine vergleichende und diachronische Studie über die weiblichen Suffixe (A. Striano). Andererseits werden folgende Suffixe betrachtet: -ᾶς (L. Dubois), -ιον (F. Réveillac), -λος, -ιλ(λ)ος und -υλ(λ)ος im Rahmen der Frage der expressiven Geminatio (A. Mathys), -(ι)ᾶδ- bei den Feminina mit einem interessanten diffusionistischen Ansatz (A. Alonso Déniz). Hier erscheint auch der einzige Beitrag auf English über Γαυλίτης, Ἐννης, Καισαρίων und Ὀϊλεύς (J. Curbera). Der dritte Teil ist der Frage «Modes de suffixation aréaux et dialectaux ou phénomènes de mode?» gewidmet, wobei die Untersuchung nach bestimmten geographischen Gebieten gegliedert ist. Mit Ausnahme eines übergreifenden Ansatzes zur prä-römischen Kyrenaika (C. Dobias-Lalou) setzen sich die Beiträge meistens mit punktuellen Problemen auseinander: ionischer Einfluss auf Koos (M. Veksina), die Interaktion in der Deklination der Maskulina auf -ᾶ- und der mit sigmatischem Stamm auf Thasos (V. Gomis García), die morphologische und semantische Entwicklung der (im breiten Sinne) patronymischen Suffixe in Thessalien (R. Bouchon und B. Helly), der morphologische und geographische Ursprung des Suffixes -ωνδᾶς (M.L. del Barrio Vega), die suffixale Variation in Böotien (G. Vottéro),

die hypochoristischen Namen und Spitznamen in Argolis (E. Nieto Izquierdo). Die «modische» Wiederbelebung eines nicht mehr produktiven Suffixes (*-*gent*) betrachtet C. Le Fauvre. Bibliographische Angaben sind doppelt, sowohl im Text als auch am Ende jedes Beitrages, gegeben. Der Band schliesst mit Abstracts (auf Französisch und dann auch auf Englisch), einer thematischen Bibliographie und der schon erwähnten durchdachten Liste der Prä- und Suffixe.

Wer auch immer sich für die verschiedenen Facetten der griechischen Anthroponomastik interessiert, wird über dieses Werk nicht hinwegsehen können. Eine schöne Art, die hundert Jahre von Bechtels Meilenstein *Die historischen Personennamen des Griechischen bis zur Kaiserzeit* (1917), dem der Band gewidmet ist, zu feiern.

Francesca Dell'Oro, Lausanne/Washington DC

Nathalie Rousseau: Du syntagme au lexique. Sur la composition en grec ancien. Études anciennes 154. Les Belles Lettres, Paris 2016. XIII, 693 p.

Die vorliegende Untersuchung von Nathalie Rousseau (N.R.), die eine erweiterte Version ihrer Doktorarbeit (2003) darstellt, widmet sich einer wichtigen Teilgruppe der griechischen Komposita, die bislang offensichtlich noch nicht genügend Beachtung gefunden hat. Es handelt sich um Ausdrücke wie *epichthonios* «sich auf der Erde befindend», die mit dem deutschen Begriff «Ableitungskomposita» bezeichnet werden können; denn anders als «normale» Komposita (z. B. *akro-polis* «Hoch-burg» oder dt. *Hausdach*, etc.) enthalten sie ein Ableitungssuffix. Dabei sind im Griechischen Adjektive, die wie das erwähnte *epichthonios* von einem präpositionalen Syntagma abgeleitet sind, besonders häufig. N.R. liefert in ihrem monumentalen Werk aber eine Gesamtschau des Materials, wobei sie nach der Einleitung im ersten Teil die genauen Prinzipien der Bildung von «Ableitungskomposita» erläutert (S. 19–163), und im zweiten Teil (S. 165–598), überzeugend gruppiert nach semantischen Kriterien (Körperteile, Kleider, Waffen, zeitliche Ausdrücke etc.), die gesamte Fülle des Materials, inkl. die mykenischen Belege, im Detail bespricht. Zur Illustration werden zahlreiche Parallelbeispiele aus anderen indogermanischen Sprachen angeführt. Am Schluss finden sich eine angenehm lesbare Schlusszusammenfassung, eine beeindruckende Bibliographie, nützliche Indizes und schliesslich das Inhaltsverzeichnis. Eingeleitet wird N.R.s Untersuchung durch die «préface» von Charles de Lamberterie, die, wunderbar ergänzend, eine Art Entdeckungsgeschichte der griechischen Wortbildung enthält. Dieses Fachgebiet ist nun um einen wichtigen Beitrag reicher. Möge er dazu beitragen, dass sich auch in Zukunft Philologen und Linguisten der Geheimnisse der Wortbildung annehmen.

Catherine Trümpy, Genève

Bianca Liebermann: Lateinische Präpositionen: Verortung und Valenz. Studienbücher zur lateinischen Linguistik 1. H. Buske, Hamburg 2016. X, 290 S.

Le travail de Bianca Liebermann se rattache au courant cognitiviste saisi dans sa dimension la plus mécaniste. Cette approche convient particulièrement à un système de particules qui, pour n'avoir jamais complètement leur sens adverbial, conservent un rôle de modificateur. On sait que la sémantique de la proposition latine la veut, par métaphorisations successives, de sens premier spatial puis temporel et enfin notionnel. Éclaircir entièrement le sémantisme premier d'une préposition impose d'explorer complètement sa valeur spatiale, concrète. Il faut donc lui considérer un objet à situer (*Trajector*), un point de repère (*Landmark*) et un point de vue (*Point of view*). Cette procédure permet la constitution de schémas clairs que la pédagogie utilisera assurément avec profit. Si l'aspect vectoriel du sémantisme des prépositions trouve à s'éclaircir sans embarras excessif, il n'en va pas de même du problème très épineux de l'attribution des cas. L'approche exclusivement synchronique complique considérablement l'explication et, sauf à vouloir revenir à la grammaire brutalement prescriptive, il est ardu d'expliquer pourquoi un *apud* se trouve en compagnie d'un accusatif que l'on voudrait directionnel et d'un verbe statif (Liv. 31,33 *idem error apud consulem erat*) à partir du moment où l'on ne s'appuie pas sur une théorie des cas qui permette de venir à bout de cette difficulté. Il va de soi que le problème se pose de manière encore plus épineuse lorsqu'il s'agit de démêler les différentes valeurs d'ablatif crédibles aux prépositions. Pour s'extraire de ce guêpier, Bianca Liebermann propose de concevoir un ablatif qui exprimerait une unité statique et cohérente qu'elle oppose à un accusatif qui

dénoterait directionnalité et décohérence (Liv. 1,18 *rex Numa de templo descendit*). On usera malgré tout avec profit de ce livre pour ce qu'il offre de sémantique et donc de sûr. On y trouvera alors tout le matériel nécessaire à clarifier des ambiguïtés et à se faire du matériel pédagogique.

Carole Fry, Genève

Peter Prestel: Valenzorientierte lateinische Syntax mit Formenlehre, Valenzregister und Lernvokabular. Studienbücher zur lateinischen Linguistik 2. H. Buske, Hamburg 2016. XI, 314 S.

La situation désastreuse du latin dans l'enseignement secondaire en amène tout tranquillement l'enseignement de base dans les programmes universitaires; de ce point de vue, le latin sera d'ici peu une langue de destinée semblable à celle du grec, du copte, du hittite, de l'akkadien, du mycénien, du tokharien, du sérarien, des langues dont les rudiments seront enseignés à trois étudiants par un professeur qui tremblera pour son poste. D'ici là auront surgi les instruments pédagogiques qui remplaceront ceux aujourd'hui en usage. Parmi eux, se dessinent d'ores et déjà deux tendances dogmatiques. La première est celle qui fait apprécier les grammaires prescriptives, celles de la règle que l'on applique et que l'on peut faire commodément apprendre; elle possède cet avantage indéniable qu'elle ne demande de grandes compétences ni à qui l'explique ni à qui l'apprend. L'autre, celle que privilégient d'ordinaire les linguistes, conduit à vouloir autant la connaissance des règles que la compréhension de leurs raisons et fonctionnements. On aura ainsi d'un côté des grammaires scolaires et de l'autre des descriptions linguistiques. Peter Prestel tente le compromis. Il se choisit une doctrine linguistique, celle de la Valenzgrammatik, et une méthode, celle de l'énonciation prescriptive de règles. D'emblée s'impose malheureusement ce constat que, à moins que cela m'ait échappé, nulle part les principes de ladite Valenzgrammatik ne sont exposés, ce qui rend cette grammaire énigmatique à qui n'est pas au fait du système actantiel conçu autrefois par Lucien Tesnière. Le reste est de facture assez classique, c'est-à-dire que l'on y décrit la syntaxe la plus mécaniste – sans doute est-ce dû à l'apparemment structurel qui s'observe entre la grammaire de Tesnière et celle de Chomsky –, sans égard pour quelque chose de plus cognitif qui s'orienterait vers cette sémantique puis vers cette stylistique qu'apprécient tant ces étudiants en lettres auxquels une grammaire élémentaire d'ordinaire s'adresse.

Carole Fry, Genève

Thomas Heine Nielsen: Two studies in the history of Ancient Greek athletics. Scientia Danica. Series H, Humanistica 8,16. Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, København 2018. 299 p., 6 maps.

Die erste der beiden in diesem Buch publizierten Studien (A survey of the proliferation of athletic and equestrian competitions in Late Archaic and Classical Greece, S. 11–167) ist der Frage nach den zahlreichen athletischen Agonen gewidmet, die im antiken Griechenland neben den «big four Panhellenic festivals» (Olympia, Delphi, Isthmia und Nemea) in archaischer und klassischer Zeit existiert hatten. Der Autor hat dazu alle möglichen Quellen (frühe epische Gedichte, Inschriften, Epinikien, andere schriftliche Quellen) ausgewertet und so eine Liste von 155 Festivals mit athletischen Agonen in mehr als 90 verschiedenen *poleis* und mehr als 30 geographischen Regionen aufgestellt (Katalog S. 110–155). Die athletischen Agone, ursprünglich im Rahmen von Begräbnissen abgehalten, wurden seit der archaischen Zeit in die Organisation von religiösen Festivitäten integriert. Es gab wohl im antiken Griechenland kaum ein religiöses Fest, an dem nicht auch Agone aller Art durchgeführt wurden. Dabei, so betont der Autor, wurden nicht nur lokale Athleten, sondern auch solche aus dem ganzen griechischen Bereich zugelassen. Wichtige Aspekte dieser Agone ist die Tatsache, dass sie den Austragungsorten, den Athleten und deren Heimatstädten *kleos*, Ruhm, einbrachten (S. 160) und dass sie zu Interaktionen der verschiedenen griechischen *poleis* bzw. deren Bürger beitrugen.

In der zweiten Studie (The prestige of a Nemean victory, S. 169–231) versucht der Autor die Thesen von S. Hornblower (1996) und F. Cairns (1991) zu relativieren, wonach Siege in Nemea deutlich weniger Ansehen genossen hätten als die in Olympia, Delphi oder Isthmia errungenen. Nach Studium der zur Verfügung stehenden Quellen, darunter erneut die Epinikien sowie die zahlreichen Siegermonumente, kommt er zum Schluss, dass diese Ansicht nicht unbedingt haltbar ist. Ein Sieg in

Nemea war zwar weniger prestigeträchtig als an den anderen drei grossen Festspielen, wurde aber in den Siegerlisten anderer (in Teil I aufgelisteten) Festspiele regelmässig notiert und in den Heimatstädten der Sieger gefeiert und mit Monumenten verewigt. Um es mit den Worten des Autors zu sagen: «to be a real superstar, an athletic *had* to win at the Nemean Games» (S. 215).

Karl Reber, Lausanne

Tamara M. Dijkstra/Inger N.I. Kuhn/Muriel Moder/David Weidgenannt (eds): **Strategies of remembering in Greece under Rome (100 BC–100 AD)**. Publications of the Netherlands Institute at Athens 6. Sidestone Press, Leiden 2017. 190 p., 18 color and 45 b/w ill.

Im vorliegenden Band wird gegen die Sicht angeschrieben, Hellas habe unter römischer Herrschaft zunächst einen Niedergang erlebt und sei schwach gewesen. Dagegen verfolgen die Beiträge des vorliegenden Tagungsbandes einen «revisionist approach» und entwerfen das Bild einer «period of great dynamism, innovation, and adaptation» (S. 13). Aufgewiesen werden soll dies anhand der Kreativität, mit der die Griechen gegenüber den neuen Herren auch weiterhin – und mehr als je – «mobilized their past as a political resource to respond to change» (ebd.). Nun zeugt das postulierte intensivierte Bewirtschaften einer grossen Geschichte nicht automatisch von besonderer Vitalität und Stärke, wie an der bekannten Begegnung der Athener mit Sulla abzulesen ist, und es entspringt wohl eher der Perspektive heutiger Vergangenheitspezialisten, einer innovativen und investiven Kultur- und Geschichtspolitik nennenswerte Wirkungen zu bescheinigen. Immerhin, das Ziel des Sammelbandes, zu zeigen, «how communities and individuals of Roman Greece used their cultural and historical legacy to engage actively with the increasing presence of Roman rule and its representatives» (ebd.), wird erreicht; Instrumente und Intentionen werden klar. Das ändert nichts daran, dass Griechenland vor Herodes Atticus und Hadrian politisch und ökonomisch harte Zeiten durchmachte.

Einleitend stellt der von gleich sechs Autorinnen und Autoren verfasste Artikel «Roman Greece and the ‘mnemonic turn.’ Some critical remarks» methodische Grundfragen: Wie neu war die gegenüber den Römern betriebene Vergangenheitspolitik, wie einheitlich stellte sich diese dar, wie besonders war Griechenland in dieser Hinsicht, und: Müssen alle erkennbaren Repräsentationen von Vergangenheit tatsächlich eine «ideological significance» besessen haben? Bei aller Vorsicht in den Antworten wird wohl mit Recht hervorgehoben, dass Rom sein Imperium seit Augustus auch als kulturell bestimmte überlegene Ordnung darstellte, wodurch Schlüssel und Schloss zusammenfanden: «By celebrating their local civic past and thus learning to appear more ‘traditional’ and ‘canonical’, the Achaean ruling classes responded to Roman cultural expectations» (S. 30).

Die zehn folgenden, teils archäologisch, teils historisch-epigraphisch fundierten Fallstudien konzentrieren sich zum einen auf die griechischen Eliten als Akteure, für die das Argumentieren mit (Myth)Historie spätestens seit dem 5. Jahrhundert selbstverständlich war; aber auch die Römer nahmen manchen Ball auf (s. o.); dieses Engagement zeitigte dann interessante Folgen, wenn formal eine *tabula rasa*-Konstellation bestand, wie sich etwa an der 44 als Kolonie neugegründeten Stadt Korinth zeigt, aber auch im strategischen Gebrauch der Grabstätten als Mnemotope in Patras.

Neben der synchronen Kommunikation (Geschichte als Argument gegenüber den neuen Herren) dienten Vergangenheitsverweise selbstverständlich auch im römischen Griechenland der internen Stabilisierung und Mobilisierung; in diesem Sinne untersucht Z. Newby den maritimen Aspekt (Salamis!) der athenischen Ephebenfeste, während D. Weidgenannt die These entwickelt, die ubiquitären Ehreninschriften für Euergeten in Zeiten knapper Nahrungsmittel hätten u. a. unter Verweis auf den dynastischen Charakter euergetischen Handelns angesichts einer stets möglichen Wiederkehr solcher Krisen auch ein gewisses in die Zukunft gerichtetes Vertrauen schaffen sollen. Die beiden Aufsätze zeigen zugleich, wie wichtig Transformationen geläufiger Institutionen in einem neuen Kontext sein konnten; das gilt auch für das Setzen von öffentlichen Ehrenstatuen in Messene, für «reused statues for Roman friends», für intramurale Bestattungen von Euergeten und für das Vereinswesen; im letzteren Fall wurden Neugründungen mittels mythischer Modelle konturiert oder Muster der sozialen Organisation, die symbolisch die klassische oder hellenistische Vergangenheit repräsentierten, wiederbelebt.

An «realhistorisch» relevanten Plausibilitäten fällt u. a. ab: Das römische Korinth inszenierte sich nicht als Kopie der Mutterstadt, sondern knüpfte vielfach an das «alte» Korinth an. Die viel traktierte Frage, ob Sulla Athen eine neue «Verfassung» gab, wird von I.N.I. Kuin verneint; sehr wohl aber habe der Römer bei seiner «intervention in their political system» Vergangenheitsverweise instrumentalisiert, um den Adressaten ihre Lage erträglicher zu machen; Sulla (wie auch Athenion) «were well aware of the necessity of embedding political innovations, and, just as earlier generations had done, they turned to the past to do so» (166). Kontinuität in einer gewandelten Konstellation also auch hier.

Uwe Walter, Bielefeld

Daniel Vaucher: Sklaverei in Norm und Praxis. Die frühchristlichen Kirchenordnungen. Untersuchungen zur Sozial-, Rechts- und Kulturgeschichte 18. Olms, Hildesheim 2017. VIII, 358 S.

In seiner Dissertation geht Daniel Vaucher (D.V.) der Frage nach, wie das frühe Christentum mit der Sklaverei umging. Als Quellen dienen ihm Kirchenordnungen, welche in städtischen Zentren situierte Christengemeinden mit dem Anspruch apostolischer Autorität zu regulieren suchten. Trotz ihres lokalen Entstehungsmilieus beanspruchten diese problemorientierten Texte globale Geltung und trugen zur Festigung orthodoxer Glaubenssysteme bei (S. 15–64). Ihre Überlieferung skizziert D.V. in Appendix 1 seiner Arbeit (S. 269–296).

Der Verfasser widmet sich zunächst ausgewählten Paulusbriefen. Er gelangt zum Schluss, dass der Apostel eine Glaubensgemeinschaft zu etablieren gedachte, in welcher die eschatologische Gleichheit aller Mitglieder realisiert werden sollte, ohne jedoch deren Sozialstatus in der Welt zu hinterfragen (S. 65–83). Um die dem Christentum inhärente subversive Kraft zu zügeln, mahnten nachpaulinische Schriften in apologetischer Manier zu Gehorsam und regelkonformem Verhalten (S. 91–119). Frühchristliche Autoren stellten die Existenz der Sklaverei zwar nicht grundsätzlich infrage, forderten aber einen gemässigten Umgang mit *servi* (S. 197–221). Diesen war es mit dem Einverständnis ihrer Herren offenbar leicht möglich, Teil einer Christengemeinde zu werden; Probleme ergaben sich dann, wenn sie Tätigkeiten nachgingen, in denen sie in unangebrachter Weise Geld erwirtschafteten. Eine Zusammenstellung derartiger Erwerbstätigkeiten bietet Appendix 2 (S. 297–308). Die Ordination von Sklaven in Kirchenämter, deren Existenz der Autor für die Frühzeit des Christentums kontrovers diskutiert, war nicht einheitlich geregelt, dürfte aber nicht der Norm entsprochen haben (S. 120–169). Wie D.V. zeigt, wurde der in paganen Kontexten moralisch noch neutral konnotierte sexuelle Umgang mit Sklaven intensiv debattiert. Kategorische Verbote ausser-ehelicher Beziehungen finden sich allerdings erst im 3./4. Jh. (S. 232–264).

D.V. gelingt es unter Berücksichtigung von bislang vergleichsweise selten berücksichtigten Zeugnissen aufzuzeigen, wie Christengemeinden im 1.–3. Jh. n. Chr. mit der Sklaverei im Spannungsfeld von eschatologischer Utopie und sozialer Realität umgingen, wobei abschliessende Antworten aufgrund der Heterogenität des frühen Christentums vielfach nicht möglich sind (S. 264–268). Seine quellennahe, systematische und besonnene Argumentation überzeugt auch dank einer klaren Sprache und angenehmen Leserführung. Umfassende Stellen-, Namens- und Sachregister beschliessen die gelungene Studie.

Nikolas Hächler, Zürich

Andrej Petrovic/Ivana Petrovic (eds): Inner purity and pollution in Greek religion, Volume I: Early Greek religion. Oxford University Press, Oxford/New York 2016. XIV, 439 p.

La dimension normative des pratiques et conduites religieuses grecques a fait l'objet de nombreuses études que cet ouvrage renouvelle de manière bienvenue. Andrej et Ivana Petrovic y explorent la dimension privée et individuelle du rapport au divin en Grèce au travers de la notion de pureté morale. Leurs travaux découlent du projet *Ritualdynamik* sur les *Lois sacrées* dirigé à l'université de Heidelberg par A. Chaniotis et E. Stavrianopoulou (2002–2013). Les auteurs se basent sur un large ensemble de sources écrites du VIII^e s. av. J.-C. à Platon, sans négliger l'apport des inscriptions, principalement orphiques.

L'introduction pose de manière détaillée la méthodologie et l'historiographie du sujet qui s'inscrit dans la foulée des recherches de A. Chaniotis. L'originalité des auteurs est de postuler l'influence de la pureté au sens moral sur l'efficacité de l'accomplissement des rites. En cela ils remettent pro-

fondément en question une vision de la religiosité antique réduite à une orthopraxie mécanique. Le premier chapitre («An epic view») analyse les traces de l'exigence de pureté physique et morale dans *Les travaux et les jours* d'Hésiode, où la prière est prononcée après avoir lavé à la fois ses mains et sa conscience (v. 737–741). La deuxième partie («Inner purity and pollution in Pre-Platonic philosophical tradition») se compose de trois chapitres consacrés à la dimension philosophique de la pureté chez Pythagoras, Héraclite et Empédocle. Le rapport entre rite et moralité se retrouve dans le contexte du banquet examiné dans la troisième partie («Purity and pollution in sympotic settings»). Chez Xénophane, une attitude mentale pieuse garantit une action rituelle correcte, tandis qu'elle concentre l'idéal moral et religieux aristocratique chez Théognis. La quatrième partie («Inner purity and pollution on the central stage: the evidence of drama») explore avec finesse les œuvres de quatre auteurs dramatiques (Eschyle, Sophocle, Euripide, Aristophane) où les effets de l'impureté mentale se déclinent. On relèvera, parmi d'autres exemples convaincants, la détresse de Phèdre (p. 202–203) qui appelle son délire amoureux *miasma*, pollution, alors que ses mains sont pures (v. 317). La dernière partie («A different kind of inner purity») est dédiée à la dimension eschatologique de la pureté morale dans les textes orphiques. L'âme, *psuchê*, doit être déclarée pure, *kathara*, à Perséphone pour accéder au salut. La conclusion synthétise les principaux arguments qui sont récapitulés dans d'utiles tableaux, auteur par auteur.

Tout en étant très précis et rigoureux, cet ouvrage important est accessible à un public large par son écriture claire et agréable, avec de petits résumés au début de chaque chapitre, et toutes les sources citées en traduction. Le livre est complété par un glossaire des termes grecs associés à la pureté et à la pollution, d'un index des sources anciennes, des noms et thématique. Véronique Dasen, Fribourg

Felix Heinzer/Jörn Leonhard/Ralf von den Hoff (Hgg.): **Sakralität und Heldentum. Helden – Heroisierungen – Heroismen** 6. Egon Verlag, Würzburg 2017. 286 S.

Cet ouvrage inclut quatorze contributions d'un groupe de travail dédié à l'héroïsation exposées lors de deux journées d'étude en novembre 2014 à Fribourg-en-Brisgau. Comme l'indiquent les éditeurs en avant-propos (p. 9–18), différentes études de cas interrogent les relations qu'entretiennent héroïsation et sacralisation, avec une attention particulière accordée aux fonctions sociales ainsi qu'aux manifestations symboliques et identitaires de l'héroïsme – compris comme un idéal-type pas nécessairement religieux. Plusieurs contributions mettent en lumière les procédés recourant au sacré afin d'accroître le pouvoir latent des héros. Les nombreuses figures héroïques considérées permettent également d'illustrer la rupture engendrée par l'essor des monothéismes: l'identité fluide entre sphères divine et humaine caractérisant les héros païens était désormais inadmissible dans les religions nouvelles. C'est dès lors la volonté divine se manifestant à travers des individus qui détermine leur héroïsme. L'un des acquis les plus probants de l'ouvrage consiste en la démonstration que sacralisation et héroïsation, lorsqu'elles se superposent, entraînent des dynamiques interprétatives concurrentes échappant à tout contrôle.

J. Bremmer (p. 35–66) étudie les origines de la vénération des saints chrétiens, et en particulier sa prétendue continuité avec le culte aux héros. Il décrit la transition, parallèle au développement du genre hagiographique après le règne de Constantin, d'un discours martyrologique n'impliquant pas de pratiques cultuelles à un véritable culte des saints. L'auteur admet de nombreuses similitudes entre ces derniers et les héros antiques, notamment biographiques – l'expression «discours hagiographique païen» est même suggérée – mais juge anecdotique l'influence des seconds sur l'essor du culte aux premiers. Entre autres dissemblances, la faculté d'intercéder auprès de Dieu demeure sans équivalent dans le polythéisme gréco-romain. Bremmer postule en outre que la discontinuité s'expliquerait par la popularité moindre, par rapport à l'Orient, du culte aux héros dans l'Occident latin, à l'importance capitale dans l'évolution ultérieure de la chrétienté. Les similarités perceptibles seraient dues au poids de la mythologie dans la formation classique des Pères de l'église, notamment cappadociens.

Au vu de la disparité des sources alléguées (du *Rgveda* au street art du Printemps arabe, de l'hagiographie espagnole médiévale aux lithographies produites en France révolutionnaire), on ne mentionnera que deux autres articles pertinents pour l'étude de l'Antiquité. B. Lang (p. 86–104)

examine comment différentes communautés juives ont au retour de l'exil à Babylone à la fin du VI^e siècle réinterprété les figures vétérotestamentaires d'Élie, de Moïse et de Joseph afin de légitimer des conceptions alternatives des lois et des mœurs traditionnelles. La «dé-héroïsation» («Entheroisierung») de Moïse dans la littérature rabbinique est étudiée par G. Oberhänsli-Widmer (p. 105–114): son héroïsme porte atteinte à l'affirmation de Dieu comme seul héros d'Israël, en particulier car la stratégie d'opposition au christianisme naissant visait à le taxer de polythéisme. Le caractère séditieux du prophète se prête par ailleurs difficilement au climat politique en vigueur après la répression de soulèvements contre l'autorité romaine.

L'historien antiquisant ne tirera qu'un profit modéré des contributions restantes, à moins de rechercher des parallèles parfois bienvenus. La perspective diachronique singulièrement ambitieuse adoptée engendre regrettablement un certain manque de cohérence. On s'étonne qu'une logique purement chronologique ait dicté l'agencement des articles; la réunion des différents travaux sur des critères thématiques eût probablement été plus à même de souligner les convergences. L'ouvrage aurait par ailleurs gagné à procéder à une clarification du statut de héros, ou du moins à une distinction entre personnages historiques et fictionnels.

Xavier Mabillard, Lausanne

Thomas L. Pangle: The Socratic way of life. Xenophon's Memorabilia. The University of Chicago Press, Chicago 2018. XI, 288 p.

Der Autor, Inhaber des Lehrstuhls für Demokratiestudien an der Universität von Texas in Austin, legt in Form eines Kommentars der *Erinnerungen an Sokrates* eine Apologie von Xenophons Sokratesdarstellung vor. Ein Nietzsche-Zitat, das die Wahrhaftigkeit der *Memorabilien* preist, gibt den Auftakt für die Einleitung (S. 1–7), die auch Pangles Einschätzung des ethischen Gehalts des Werks in die Nietzscheanische Perspektive einschreibt, der zufolge «wenn alles gut geht», man in Zukunft «um sich sittlich-vernünftig zu fördern, lieber die *Memorabilien* des Sokrates in die Hand nimmt als die Bibel». Er folgt explizit Benjamin Franklin, indem er Xenophons Sokratesporträt künftigen Amerikanern als Modell von Lebensführung anpreist.

Pangle beklagt die mangelnde Wertschätzung der Sokratesdarstellung Xenophons, die bis Schleiermacher unangefochten war, im Vergleich zur platonischen, und möchte an diese Tradition anschliessen. Wenn dies mit Hegel gegen Kierkegaard und mit Foucault gegen Hadot geschieht, dann leider nicht, indem Argumente und Gegenargumente diskutiert werden. Auch philologische Analysen darf man nicht erwarten. Pangles Anliegen ist vielmehr, in kontinuierlicher Kommentierung des Texts Ironie und Jovialität in Xenophons Stil aufzuzeigen (ohne auf den Begriff der Ironie etwa eines Kierkegaard einzugehen) und seine scheinbare «pfadfinderhafte Ernsthaftigkeit» als trockenen Humor auszuweisen.

Pangles Haupttext von 215 Seiten – gefolgt von Endnoten, einer Bibliografie und einem Namensindex – gliedert sich, der Struktur der *Memorabilien* folgend, in zwei Teile bzw. sechs Kapitel. Teil 1 bespricht in zwei Kapiteln Xenophons Diskussion der Anklagepunkte gegen Sokrates, Teil 2 in vier Kapiteln seine Darstellung des sozialen und ethischen Werts von Sokrates Wirken. Er endet mit einer Besprechung von Xenophons Konklusion (S. 211–215), die den eigentlichen Grund für die Wahl des Todes durch Sokrates im Unklaren lasse, aber andeute, dass Sokrates' Projekt ohne die Verschriftlichung durch Autoren wie ihn unvollendet geblieben wäre. In seinen abschliessenden Worten zeichnet Pangle einen Xenophon, der den Prozess gegen Sokrates in ein strahlendes Ereignis zum Wohl der Menschheit verwandelt, und einen Sokrates (verbürgt durch die wahrhaftige Darstellung Xenophons), der sich massvoll darüber freut, durch seinen glanzvollen Tod Gutes zu bewirken.

Michael Groneberg, Lausanne

Marie-Odile Goulet-Cazé: Le cynisme, une philosophie antique. Textes et tradition 29. Vrin, Paris 2017. 702 p.

Die moderne Kynikerforschung ist untrennbar mit dem Namen von M.-O. Goulet-Cazé (G.-C.) verbunden, hat sie sich doch seit vierzig Jahren ausführlich mit dem Ursprung, der Verbreitung und dem Einfluss dieser antiken Protestbewegung auseinandergesetzt, die – völliger Bedürfnislosigkeit (ἄσκησις) und Unabhängigkeit (αὐτάρκεια) verpflichtet – gegen jegliche Konvention versties und

die bürgerlichen Werte «ummünzte» (παραχαράττειν τὸ νόμισμα). Aus dem umfangreichen wissenschaftlichen Œuvre, welches auch drei Monographien umfasst, hat die Verfasserin neben zwei *inedita* sechzehn repräsentative Beiträge aus verstreuten Publikationsorganen zu «Kleinen Schriften» vereinigt. Durch die thematische Anordnung gewinnt der Band das Format einer eigentlichen Geschichte des Kynismus. Aus Platzgründen können hier nur einige «highlights» erwähnt werden, so etwa im ersten Teil, der die Quellenkritik in den Fokus nimmt, die eindringliche Strukturanalyse des Kynikerbuches von Diogenes Laertius (VI). *Pièce de résistance* im zweiten, historisch ausgerichteten Block ist der Abriss über den kaiserzeitlichen Kynismus, der weit über eine Prosopographie der Kyniker hinausreicht. Differenzierte Diskurse über kynische Grundsätze füllen die dritte Abteilung des Bandes. Hierin gründet letztlich die Überzeugung der Verfasserin, dass es sich beim Kynismus nicht bloss um eine Lebensführung (ἔνστασις βίου) handle, sondern um eine ἀρεσις, also eine école de pensée mit philosophischen Lehrsätzen (δόγματα); vgl. D.L. VI 103. Die Erbfolge von Sokrates zu Diogenes, dem «Hund» (ὁ κύων), läuft über Antisthenes, den Ἀπλοκύων, der zwar nicht als Gründer der Kynischen Schule zu betrachten sei, wohl aber als deren Vorbereiter. Mit einem analytischen Argusauge untersuchte G.-C. auch den stoischen Einfluss bzw. dessen Klitterung der kynischen Doxographie bei Diogenes Laertius, leiten sich doch die ersten Stoiker über ihre radikalen Vorgänger ebenfalls von Sokrates ab. Ausgeweitet wird der Blick hin und wieder auf Beziehungen zwischen Kynismus und frühem Christentum, wie es die zahlreichen ähnlichen ethischen Postulate nahe legen; in Antwort auf den neuerlichen Forschungstrend von «Cynic hypothesis» (das Leben Jesu im Spiegel der Kynikerbewegung) widmete die Verfasserin dem Thema eine eigene Monographie, *Cynisme et christianisme dans l'Antiquité* (2014).

Profunde Quellenkenntnis, philologische Professionalität, klares Argumentieren, Einbezug der internationalen Forschungsliteratur, ausgewogenes Urteil und eine erfrischende Fachprosa sind das Gütezeichen der vereinigten Beiträge. Die φιλοκύνες der altertumswissenschaftlichen Gemeinschaft werden den gehaltvollen Band willkommen heissen und ihm in der philosophiehistorischen Bibliographie einen ersten Platz einräumen.

Margarethe Billerbeck, Freiburg

Fabio Guidetti (ed.): *Poesia delle stelle tra antichità e medioevo*. Seminari e convegni 46. Edizioni della Normale, Pisa 2016. 412 p.

«Ascrivo a mia singular fortuna [...] di dare alla Società Astronomica Italiana qualche succinta notizia di questa grande e bella opera»: en ces termes G.V. Schiapparelli introduisait en 1907 l'ouvrage capital de F.K. Ginzul, *Handbuch der mathematischen und techischen Chronologie*, qui apaisa un désir longtemps manifesté «non solo dagli astronomi, ma anche dagli studiosi delle scienze storiche». *Mutatis mutandis*, une formule similaire peut être élargie au présent volume qui, fort d'une approche philologique intransigeante, parvient à offrir de nouvelles réflexions sur le lien entre savoir astronomique et poésie dans les mondes anciens. Réunissant la plupart des communications présentées au colloque international «Poesia delle stelle tra antichità e medioevo», organisé les 30 et 31 octobre 2014 à la Scuola Normale Superiore par Anna Santoni et Fabio Guidetti, ce volume manque d'une répartition interne en grandes parties, la complexité (et la relative nouveauté) du sujet n'étant pas ainsi réduite à un plan thématique. Introduits et fermés par les deux contributions «périphériques» de D. Salvoldi et de S.I.M. Pratelli sur l'Égypte pharaonique et la Syrie médiévale respectivement, les onze autres articles restituent au lecteur un périple d'images érudites ayant trait à l'astronomie et au langage céleste gréco-romains: pour n'en mentionner que quelques-unes, la *parekbasis* de la Sibylle (p. 39–45), la *Nestoris* et l'*ouranos* argenté d'Asclépiade (p. 51–80), le paradigme mythico-céleste de l'Aurige (p. 218–219). Malgré les riches appareils bibliographiques, l'absence curieuse d'un index final surprend. En outre, saute aux yeux l'attention exhaustive vers les genres littéraires, qui tous sont convoqués avec profit pour démontrer l'«incessante vitalità» (p. 7) du dialogue entre matière astronomique, *interpretatio* cosmologique et forme poétique de l'époque archaïque au Bas-Empire. Si la perspective de porter le regard vers d'autres horizons de l'Antiquité et de l'*Altertumswissenschaft* reste attrayante (p. 7–8), plusieurs pistes partiellement négligées par les contributeurs restent à parcourir à l'aune des prémisses posées par le recueil: sur les plans sémiotique et pragmatique, la contamination entre graphismes, langage figuratif et exégèse littéraire (déjà évoquée par A. Santoni, p. 223–226, et

préconisée dans l'élégant dossier illustratif à la fin du livre), et l'incidence du savoir astronomique sur le rituel en littérature sont sans doute les plus intéressantes.

Eleonora Colangelo, Paris/Pise

Ernst Vogt (Hg.): **«Wenn die Jugend nur etwas taugt...»**. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff an **Walther Kranz**. 39 Dokumente. Bayerische Akademie der Wissenschaften, München 2016, 79 S. Walther Kranz (1884–1960) ist im Jahre 1910 von Wilamowitz (1848–1931) promoviert worden. Trotz bedeutender wissenschaftlicher Leistungen im Bereich der griechischen Literatur hat er eine Schullaufbahn vorgezogen, wobei er von 1928 bis zu seiner Amtsenthebung 1933 das berühmte Gymnasium Schulpforte (Naumburg [Saale]) geleitet hat, an dem Wilamowitz Schüler gewesen war.

Die hier vorgelegten Briefe und Karten von Wilamowitz (die von Kranz sind nicht erhalten) von 1905 bis 1931 bezeugen eindrucksvoll die Liberalität des etablierten Gelehrten im Umgang mit einem jüngeren Kollegen; stets an neuen Forschungen interessiert und dabei bereit hinzuzulernen oder jedenfalls eine andere Meinung zu respektieren. Dabei geht es vor allem um Homer, die Tragiker und Platon, aber auch um die Vorsokratiker, deren Edition durch Hermann Diels Kranz ab der 5. Auflage übernommen hat. Auch die Tätigkeit des von Wilamowitz geleiteten Lesekreises der *Graeca* und die Bedeutung für dessen eigene Forschungen wird immer wieder beleuchtet. Kranz hat den *Graeca* von 1919 bis 1928 angehört. Persönliches kommt nur gelegentlich zur Sprache. So die schwere Verwundung von Kranz an der Ostfront im Oktober 1914, nicht weit von dem Ort, an dem Tycho Wilamowitz wenige Tage danach gefallen ist.

Der erste Auftrag an den Studenten Kranz im Jahre 1905 bei Friedrich Freiherrn Hiller von Gaertringen (Nr. 1) lässt sich konkretisieren. Es handelt sich um die Abschrift des Manuskripts von Hans Pomtow über die Inschriften von Delphi, das der Pariser Akademie übersandt werden sollte, eine Aufgabe, die Genauigkeit und Zuverlässigkeit erforderte. Hervorgehoben sei andererseits der beigefügte Brief von Marie von Wilamowitz vom 29. April 1933 (Nr. 40), der mit seinem klaren Urteil über die derzeitige «brutale, unchristliche Judenhetze» der Tochter Theodor Mommsens und der Witwe von Wilamowitz alle Ehre macht.

Ernst Vogt hat die Dokumente sorgfältig kommentiert und mit einer biographischen Würdigung verbunden. Er hat bei Kranz an der Universität Bonn studiert, wo dieser von 1950 bis 1955 als Honorarprofessor gelehrt hat. Das pietätvolle Unternehmen war zugleich der Schwanengesang des im Jahre 2017 verstorbenen Gelehrten.

Jürgen von Ungern-Sternberg, Basel